Var. 682u

Var. 682 u

Cyanen.

Eine Sammlung zerstreuter Aufsätze,

herausgegeben

von

Karl August Buchholz

und

Friedrich Spangenberg.

Berlin,

bey J. D. Sander.

1806.

Hb/68/1301

83 A

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der

Frau Hofräthin

Caroline Ziel geb. Barkay

ehrfurchtsvoll gewidmet.

S.
Schoenborn Bibliothek

Anspruchlos blüht die Cyane unter den schwer gesenkten Aehren des Feldes. Sie ergetzt mit ihrem blauen Kelche das Auge des Wanderers, der Schnitter selbst senkt bisweilen den schon gehobenen Arm zu ihr hin, und das arglose fröhliche Mädchen pflückt sie wohl gar, um sie an ihrem

Busen verwelken zu lassen. Schnitter, — schone dieser Cyanen, und du, liebliches Mädchen, suche sie auf am Vorabend des Blumenfestes, und winde sie in den Kranz, der deine Schläfe ziert. Dann blühten sie nicht vergebens.

Inhalt.

1. Bruchstücke aus dem Tagebuch eines wandernden Menschen.

2. Der Bettler. Eine Novelle.

3. Bruchstücke aus den Codicillen eines Weiberkenners.

Frage und Antwort.

Die sechszehn Jahre. Aus Adelaidens Tagebuch.

Dem Andenken meiner Auguste.

Die Wahl der Gattin.

Florette.

Wahrheit und Ketzereyen.

4. Apologie des Cölibats.

5. Rhapsodieen über Liebe und Ehe. Aus dem Englischen.

6. Der Lizenziat Vidriera. Eine Satyre. Aus dem Spanischen des Cervantes.

7. Bruchstück eines Briefes der Frau von Varnon an die Gräfin Guiche.

8. Das Publikum und die Schriftsteller.

Bruchstücke

aus dem

Tagebuche eines wandernden Menschen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Der Morgen.

— sie war an meine Brust gesunken, das offne, seelenvolle Gesicht zu mir emporgehoben — o! der ganze Himmel ihrer Liebe lag in den süßen, blauen Augen, mit denen sie mich so freundlich lächelnd anblickte! — Wirst du mich auch ewig lieben? sagte sie schmeichelnd und drückte sich fester an mich; eine kleine Thräne zerfloß in dem schwimmenden Auge: wirst du mich auch ewig lieben, mein Eduard, wie ich dich liebe? — Ich schlang sprachlos meine zitternde Arme um sie, ich bog mich zu dem

liebeathmenden Mädchen hinab, meine Lippen sanken auf die ihrigen. —

So sprach ich laut zu mir selbst, meinen Traum und das schöne Bild noch einmal wiederholend. Kaum seit einer halben Stunde hatte mich der schöne Morgentraum und mit ihm zugleich der holde Schlaf verlassen; ich war aufgestanden und hatte mich, noch voll der süßen Phantasien, an das geöffnete Fenster gesetzt, in das die Herbstsonne warm und freundlich hereinblickte. Vor mir lag das schöne lachende Dorf mit seinen Gärten und Rasenplätzen, halb noch in traulicher Dämmerung, und halb von den frühen Strahlen beleuchtet; und dann die dunkle, schlafende Landschaft, in deren wallenden Nebel man nur den Silberfaden des sich schlängelnden Baches und die goldenen Umrisse der Berge erkennen konnte. —

Ich saß noch verloren in den Entzückungen meines Traumes — wer mag sich

von seinen Träumen, und wer, wenn sie so süß sind, von ihnen losreißen? — noch immer sah ich sie an meiner Brust liegen, noch immer ihr himmelvolles Auge mich anblicken. —

Ja, ja, meine Linda, ich werde dich ewig lieben! Bey allem — und schon schwebte ein Schwur auf meinen Lippen, ihr nie ungetreu zu werden; aber eine plötzlich aufwallende Schamröthe und ein ängstliches Klopfen meines Herzens ließen mich nicht vollenden. Das junge Landmädchen, das ich erst gestern Abend gesehen, von der ich einen Kuß halb geraubt, halb freiwillig bekommen hatte, das holde Kind der Natur und Unschuld trat in dem Augenblicke lebendig vor meine Seele und erinnerte mich an die schon begangene kleine Untreue.

Aber, nein, himmlische Linda, dein Bild soll ewig in meinem Herzen bleiben, und kein Weib, kein Engel soll dich daraus verdrängen! Ich blickte zur Sonne auf, die

schon höher am Horizont heraufgestiegen war und die fliehenden Nebel des Thales zertheilte, als wollte ich sie zur Zeugin meiner Liebe anrufen — und in dem Augenblicke fingen die Glocken der Kirche an zu tönen, die Feier des Tages einzuläuten, und eine späte Lerche stieg jubelnd in den blauen Himmel auf. Ich werde dich ewig lieben! rief ich noch einmal aus, und von allen benachbarten Dörfern hallten mit einem Mahle die Feiertöne durch das stille Thal hin.

Ja, Sonne und ihr, heilige Töne! ich werde ihr ewig treu seyn, bis dies glühende Herz in Asche zerfällt und — auch dann noch, wenn es mir möglich ist!

Eine wunderbare Heiterkeit und ein freudiges Vertrauen auf mich selbst verbreiteten sich in meiner Seele. Stolz auf die Kraft meines Herzens und von der Ewigkeit meiner Liebe froh überzeugt, ging ich im Zimmer auf und nieder. Das Klopfen meiner Brust war nicht mehr jenes ängstliche, bange;

es hatte sich in ein muthiges, frohes verwandelt. Meine Wange glühte nicht mehr vor Scham, sie war von jener wohlthuenden Wärme geröthet, die eine errungene Selbstzufriedenheit zu begleiten pflegt.

Die Glocken waren schon längst verstummt, und ich wandelte noch immer in dem jetzt ganz von der Sonne erleuchteten Zimmer. Linda's Bildniß, das sich von meiner untreuen Brust in der Nacht losgemacht hatte, lag auf dem Kissen meines Lagers. Wie von einer Glorie umgeben, lag im Sonnenglanze das geliebte Bild mit dem süßen Lächeln da, als wenn sie alles vergessen, mir alles vergeben hätte.

Linda, o meine Linda! rief ich aus. Ich stürzte vor dem Bilde nieder, ich drückte es an meine Lippen, ich preßte es an mein glühendes Herz und —

Und wäre mir eine Armida, wäre mir die Göttin der Liebe erschienen — Linda durchglühte meine ganze Seele.

Lorchen.

Sind Sie schon aufgestanden? Guten Morgen auch, guten Morgen, lispelte Lorchen, das junge Landmädchen, zu mir herauf, wie sie mich im Fenster liegen sah. In ein leichtes Morgenkleid gehüllt, das die schönen Formen dieses süßen Geschöpfes mehr verrieth, als verbarg, stand sie mit freundlich nickendem Köpfchen da. Sie sagte das mit einem so innigen, so liebreich fragenden Tone, es lag solche süße Unbefangenheit, solche himmlische Unschuld in ihrem ganzen Wesen, es war ein solcher Zauber über das blühende Geschöpf ausgegossen, daß —

Mit unwiderstehlicher Gewalt zog es mich zu ihr hinab, — keiner meiner Gedanken dachte an Linda — ach! Lorchen blickte mich ja so seelenvoll an — ich bog mich mit der Brust über das Fenster hin-

aus, um den Athem ihres Rosenmundes zu trinken, die leiseste ihrer Bewegungen mit meinen trunkenen Augen einzuschlürfen — ich — aber ein Druck von Linda's Bilde, das wieder an der alten Stelle meines Herzens wohnte, noch ein Druck — und —

Meine eben gefaßten Vorsätze traten mahnend vor meine Seele und straften mich für meinen Leichtsinn. Guten Morgen! antwortete ich kalt und riß mich plötzlich in die Höhe. Ich warf das Fenster zu und entfernte mich.

Ich weiß nicht, wie viel hartes und rauhes in dem Tone lag, womit ich dies sagte, daß ich selbst darüber erschrak. Ich schämte mich vor mir selbst. Diese unschuldige Güte, sagte ich mit dem Gefühle, wenn wir uns über einer zugefügten unverdienten Kränkung überraschen, — diese unschuldige Güte, dieses offne Vertrauen — und deine Härte, deine unfreundliche Antwort. —

Ich schüttelte unwillig den Kopf und, Weh dir, Eduard! fuhr ich fort.

O ich hätte für alles in der Welt meine Antwort zurückgekauft. Ich eilte wieder an's Fenster, aber Lorchen war nicht mehr da. Wie wird sie das gekränkt, ihrem zarten Herzen wehe gethan haben! rief ich aus, und der Mißmuth und der Unfriede ward stärker in meiner Seele.

Ich warf mich auf einen Stuhl nieder, um mir noch einmal die ganze Scene zurück zu rufen. Aber war denn die Antwort wirklich so hart! sagte ich und fing schon an, mich vor mir zu entschuldigen. Wünschte ich ihr nicht auch einen guten Morgen? — ja, guten Morgen! sagte ich, und — sollte ich etwa etwas anders sagen? und was? — Nein, und dann war sie ja auch so leicht bekleidet — mir ward fühlbar leichter ums Herz — die Morgenluft ist kühl und —

— Aber eine Stimme, die ich vergebens

zu betäuben suchte, rief mir den Ton meiner Antwort zurück. Er war so rauh, so hart und, guten Morgen! rief ich laut in eben dem Accente, wie vorher zu Lorchen, so unfreundlich und bitter, daß ich mißmüthig aufsprang.

Befehlen Sie etwas? fragte der eisgraue, ehrwürdige Wirth, die weiße Sonntagsmütze zwischen seinen zitternden Händen gefaltet, indem er in die leise geöffnete Thür hereintrat. Ich war hier vor der Thüre und glaubte, weil ich Sie so stark rufen hörte. —

Ach nein, sagte ich unwillig und wieder mit so unfreundlichen Tone, daß die weiße Wange des Alten sich plötzlich mit einer Röthe überzog. So nehmen Sie es nicht übel! sagte er mit einer Stimme, die das Gefühl seiner Kränkung verrieth, und wollte wieder herausgehen.

Aber, lieber Vater, rief ich ihm zu, — mit dem sanftesten, freundlichsten Tone, der mir zu

Gebote stand, um mein Unrecht wieder gut zu machen. Lieber Vater, wiederholte ich schmeichelnd und faßte seine Hand: wie weit ist noch Willow von hier? kann ich heute noch wohl hinkommen?

Man rechnet neun Stunden, aber in acht können Sie recht gut hinkommen. Aber wollen Sie heute schon gehen? Ich wollte Sie bitten, wenn es Ihnen bey uns gefiele, noch hier zu bleiben. Heute Abend ist Tanz im Dorfe und mein Lorchen —

Ich ward sichtbarlich röther und verlegner im Gesichte — und mein Lorchen, fuhr er fort, hat sich recht gefreut, heute noch einmal mit Ihnen zu tanzen. Sie tanzt recht gern, aber die jungen Bursche sind so wild, und da mag sie lieber mit Ihnen tanzen. — Ich habe recht meine Freude an dem Mädchen, sie ist meine Enkelin. —

Er hielt plötzlich inne; eine Thräne rollte über seine gefärbten Wangen herunter, und

er blickte mit lebhaftern Augen zum Himmel auf, als wenn er sagen wollte: Vater! sie ist ja meine einzige Freude auf dieser Welt!

Ich wußte nicht, was ich ihm antworten sollte. Ich hatte Linda versprochen, am heutigen Tage bei ihrer Schwester zu seyn, ihr das kleine Angebinde zu überbringen, und eine Ueberraschung zu erwarten, die Linda, wie sie mir gesagt hatte, mir bereitete. Ja, ich wollte auch fort, aber konnte ich der rührenden Bitte des Alten widerstehen? sollte ich ihm die kleine Freude rauben, sein geliebtes Lorchen vergnügt zu sehen? ach! und hatte ich nicht so viel wieder gut zu machen? —

Ich konnte nicht einig mit mir werden; ich versprach nicht, ich schlug nicht ab. Ich bestellte ein Frühstück, und ging, mich, auf einem Spaziergange durchs Dorf, zu entschließen.

Der arme Bettler.

Ich war schon zwei Mahl durch das friedliche Dorf gegangen, ohne nur das Dorf gesehen zu haben; ich dachte nur darüber nach, ob ich bleiben oder gehen solle, ohne zum festen Entschluß gekommen zu seyn; ich hatte das Dorf schon wenigstens 200 Schritte hinter mir liegen, ohne es zu wissen. Du mußt fort! sagte ich auf einmal zu mir, stand still, um mich nach dem Wirthshause umzusehen. Aber da war kein Wirthshaus, kein Dorf; ich stand zwischen zwei gelben Rübenfeldern, auf dem Wege nach Willow. —

Guter Gott, sagte ich, so wandeln fast alle deine Kinder durch's Leben, ohne sich um den Pfad zu bekümmern, auf dem sie wandeln. Wir träumen alle in der Gegenwart und mitten in der Vergangenheit sehen wir uns nach der Gegenwart um,

als ob sie noch da wäre. Armer, sterblicher Mensch! deine Freuden blühen dir immer, aber du gehst träumend vor den lächelnden Blumen vorbei und dann blickst du dich schmerzlich nach ihnen um und murrst mit deinem Schicksale, daß es dir keine gab!

Murrst mit deinem Schicksale! hörte ich eine Stimme *neben* mir wiederholen, *die* mir das Herz durchdrang. Ich sah mich um und erblickte neben dem Wege, auf einer kleinen Anhöhe, einen alten Menschen sitzen, in dessen blassen Gesichte der Schmerz und die Trauer ihre leserliche Schrift geschrieben hatten. Die gefalteten Hände ruhten in seinem Schooße und mit den Augen, aus denen einzelne Thränen herabsanken, blickte er starr auf einen todten Hund hin, der vor seinen Füßen im wehenden Grase lag.

Dann saß er wieder stumm da, immer fest auf seinen todten Liebling hinblickend und ohne mich zu bemerken, als ich mich

ihm näherte. — Endlich suchte er in einer Tasche, die ihm vorne über der Brust hing, ein Stück altes Brod hervor, als wenn er essen wollte — aber er legte es auf sein Knie nieder, — sah bald auf den todten Hund, bald wieder auf das Brod hin, — benetzte es mit seinen Thränen und brach es in zwei Hälften.

Da! sagte er mit fast weinender Stimme und legte die eine Hälfte in das offne Maul des Hundes: da! nimm es; noch das letzte, was ich habe, will ich mit dir theilen, du mein guter, treuer Gefährte! — O wie oft warst du mein Trost, wenn mich alle die harten Menschen verstießen — wenn du schmeichelnd neben mir standest, liebkosend an mich heraufsprangst, als wolltest du mich wieder mit der gefühllosen Welt versöhnen — und jetzt bist du todt — ein heftiges Weinen unterbrach ihn — und ich habe nun keinen mehr, der meine Freude und meinen Schmerz mit mir theilt. —

Guter Philax, wenn ich so oft unter dem blauen Himmel schlafen mußte, weil sie mir kein ärmliches Lager von Stroh geben wollten, — wenn sie mich höhnend von sich stießen, — mir auf meine Bitte nur Flüche, statt Brodes gaben, — dann bliebst du doch bey mir, freundlicher, guter Philax! lagst schnarchend neben mir auf der harten, kalten Erde und — ach! und — nun haben sie dich todtgeschlagen — die grausamen! —

Er konnte vor Thränen und Schluchzen nicht weiter. — Der alte, unglückliche Mensch warf sich neben seinen todten Freund ins Gras nieder. —

Ewiger Himmel! rief ich aus, und fühlte meine Augen naß werden. Wenn ich Millionen besessen hätte, ich hätte sie mit ihm theilen müssen. —

O ihr, die ihr bei dieser Stelle mitleidig die Achseln zucken und mein Gefühl verspotten könnt, ihr seid es nicht werth,

Zeugen jener rührenden Scene gewesen zu seyn! —

Ich ergriff seine Hand, bot ihm für den Verlust seines Freundes, zur Linderung seiner Schmerzen, meine halbe Börse. — Nein, sagte er, ohne einen Blick von dem geliebten Todten zu wenden, nein, Geld bedarf ich nicht. Ich will neben ihm sterben, neben meinem guten Philax. Ich würde doch keinen haben, der sich mit mir freuete.

Ich suchte ihn zu trösten, und ließ mir die Geschichte seines Philax erzählen. Sie war so einfach und rührend, daß ich meine Thränen mit den seinigen vermischte.

Kalter Mensch, der du die Liebe zu dem unvernünftigen Geschöpf verdammst, lies diese kleine Biographie eines Hundes, der einst einem Menschen alles war.

Hier ist sie, wie ich sie aus der verwirrten und unterbrochenen Erzählung des alten Mannes wiederzugeben vermag.

Philar Lebensgeschichte.

Ich hatte mich einmal — so erzählte der Alte — an dem Ufer der Donau niedergesetzt, um meine müden Glieder auszuruhen und zugleich meinen lechzenden Gaumen zu erquicken. Ich tauchte mein hartes Brod ins Wasser, um es beißen zu können. — Da kam ein kleiner Hund mit ängstlichem Geheule angeschwommen, — seine Stimme ward immer schwächer und seine letzten Kräfte versagten ihm schon ihren Dienst. Man hatte ihn mit seinen Brüdern ins Wasser geworfen, um sie zu ersäufen. — Er mogte wohl der stärkste seyn, denn die andern schwammen schon unbeweglich hinter ihm nach.

Mich jammerte der kleine Hund, — ich zog ihn mit meinem Stabe aus dem Wasser, legte ihn neben mir nieder in die war-

me Sonne, gab ihm von dem eingeweichten Brode zu essen. — Er erhohlte sich bald und ward dann munter, und fieng an, um mich her zu spielen und meiner Hand zu liebkosen, als wenn er fühlte, was ich ihm gethan hatte. —

Ich nahm ihn mit mir, und trug ihn auf meinem Arme, wenn er nicht mehr laufen konnte. — So ward er groß; und wie er nun groß war, ging ich einmal über einen mürben Steg. Er brach entzwei, ich fiel in den tiefen Morast — da sprang Philax, denn so hatte ich ihn genannt, hinzu, faßte mich hinten mit seinen Zähnen und zog mich, daß ich nicht tiefer sinken sollte. Er war auch mein Retter. — Dann sprang er vor Freuden umher und an mich hinauf, sah mich bellend an, und konnte sich in seiner Freude nicht finden. —

So wanderten wir immer mit einander, wie ein Paar Brüder — und was ich hatte, das theilte ich mit ihm, und wenn

ich kaum so viel hatte, um meinen Hunger zu stillen, so wollte er nicht essen, sondern legte sich schlafend bey mir nieder. — Ach! und gestern Abend — da mich so hungerte — ging ich vor das Haus des Pächters in jenem Dorfe da — der harte Mann jagte seine Hunde auf mich — Philax stellte sich vor mich und wies ihnen die Zähne — und da sie mich beißen wollten, sprang er auf sie zu und biß den einen, daß er laut schrie — der Mann ward böse und — schlug meinen Philax todt. Ich nahm ihn auf meinen Arm und trug ihn fort — und will nun mit ihm sterben. —

Der getröstete Bettler.

Nein, guter Alter, sterben sollst du nicht, sagte ich zu ihm und suchte ihm Trost einzusprechen; nimm alles, was ich habe. —

Ach! mein Herr, antwortete er, indem er meine Hand, welche ich noch immer in der seinigen hielt, leise drückte, ich habe Alles verloren, was mir lieb war auf der Welt — aber — wenn — wenn Sie einen Philax hätten, — schenken Sie mir einen Hund wieder. — Aber den würden Sie eben so lieben, wie ich meinen. —

Komm, komm, Alter! sagte ich, wenn ein Hund dich trösten kann, du sollst ihn haben. — Und wie ich das sagte, sah er mich an, ob ich auch wohl die Wahrheit redete; und dann blickte er mit thränenden Augen dankend auf.

Er versprach mir ins Wirthshaus nach-

zukommen und ich ging. Er wollte der geliebten Leiche noch den letzten Tribut seiner Liebe und seiner Thränen zollen. — Ich ging, um ihm bei dieser heiligen Handlung nicht drückend zu werden. —

Die Börse.

Lorchen, Lorchen! rief ich, wie ich ins Wirtshaus trat, und sie eben, als sie mich erblickte, durch die Gartenthüre schlüpfte. Lorchen! rief ich noch lauter, aber sie hörte nicht. — Der alte Mann saß in seinem Großvaterstuhle auf der Flur, in der Sonne seine alten Glieder zu wärmen. Er war sanft eingeschlafen und sein silberlockigtes Haupt wiegte sich auf der alten Brust. — Lorchen, Lorchen! rief ich so laut, als ich konnte, und der alte Schläfer fuhr plötzlich erschrocken in die Höhe.

Ich glaubte — fieng er an, und war im Begriff, etwas Unsanftes zu sagen, als er die Augen zu mir aufschlug. Nehmen Sie es nicht übel, wenn ich Sie hart angefahren bin, sagte er mit sanfterer Stimme. — Er glaubte das schon laut gesagt zu haben,

was unhörbar seinen Lippen entflohen war. — Ich träumte so süß von den frühern Zeiten — und da ward ich so unsanft aufgeweckt. Ich träumte von meinem seeligen Hannchen, wie ich sie zum ersten Mahle sah und —

Gut, lieber Vater! unterbrach ich ihn rasch, ohne Rücksicht auf die Wärme, mit der er sprach, — ich dachte nur an meinen armen Bettler, — könnt ihr mir nicht einen Hund verschaffen?

Einen Hund? fragte der Alte und verzog sein Gesicht voll Unmuth, den er über meine unfreundliche Unterbrechung empfinden mußte, in ein fragendes Lächeln: einen Hund? was wollen Sie mit einem Hunde machen?

Ich erzählte ihm die Geschichte des armen alten Mannes, und er sah mich dabey an, als wenn er die Aufrichtigkeit meiner Theilnahme bezweifelte, — und ich hatte die rührende Scene ihm kaum geschildert, als —

Der alte Bettler ganz athemlos in die Thüre hereinstürzte. Lieber Herr — er konnte kaum reden, so erschöpft war er — lieber Herr — ihren Beutel — er gab ihn mir mit zitternder Hand — Sie hatten ihn vergessen, — ich fand ihn im Grase liegen, — Sie sollten nicht glauben — glauben daß ich ein Dieb wäre. —

Er konnte nicht mehr; der Schmerz über seinen todten Freund, und die jetzige Anstrengung, machten ihn ohnmächtig. Er wollte niedersinken, ich fieng ihn in meinen Armen auf. — Ich mußte ihn an mein Herz drücken und wäre der Adel der ganzen Welt zugegen gewesen. —

Hohe Tugend! in der Brust des Bettlers ist deine Heimath!

Lorchen — und

Wir hatten den Alten auf ein Bette gelegt, und ihn der süßen Wohlthat der Natur, einem erquickenden Schlafe überlassen. Ich bat den greisen Wirth, Sorge für den armen Unglücklichen zu tragen, und — eine Thräne in seinem Auge versicherte mich meiner Bitte. —

Ich ging in den Garten, Lorchen zu suchen; ich mußte ihr das Unrecht von diesem Morgen abbitten, — das stand alles wieder so lebhaft vor meiner Seele. Ich hätte meinen Todtfeind um Vergebung flehen können, in solcher unnennbar wehmüthigen Stimmung, wie ich war, und Lorchen? —

Aber Lorchen war im ganzen Garten nicht zu finden. Ich suchte, ich rief ihren Nahmen, ich suchte wieder, — sie war nicht da. Ich ging auf mein Zimmer

zurück. Ich war mit mir selbst nicht zufrieden; ich warf mich auf den ländlichen Sofa nieder, und die süße Linderung, die die Natur allen unsern Wehen bereitet hat, nahte sich auch mir; ich entschlief, bis ein leises Knarren der Thüre mich weckte.

Ich öffnete die schlaftrunkenen Augen und erblickte in der halbgeöffneten Thüre — Lorchens blühendes Gesicht. Schüchtern trat sie herein, das holde Antlitz zum Boden geneigt; in ihrer Hand hielt sie einen Blumenstrauß.

Ich komme, sagte sie mit einer süßen, verlegenen Stimme, die die Verlegenheit noch süßer machte — wenn Sie sie nicht verschmähen wollen, Ihnen diese Blumen zu bringen. Es waren die letzten in unserm Garten — und ich habe auch noch eine Rose gefunden, setzte sie schon etwas muthiger hinzu. Ich glaubte Ihnen eine Freude damit zu machen, denn — gestern Abend sprachen Sie so viel von Blumen. —

Gutes, herrliches Geschöpf! rief ich aus, — ich konnte in dieser Minute kein Wort finden, diesem unschuldigen Kinde der Natur meine Empfindungen auszudrücken — und wollte sie an meine Brust nieder ziehen, aber — Linda's Bildniß drückte mich wieder so stark, daß ich sie plötzlich los ließ. —

Sie sah mich fast weinend an. Sie wollen meine Blumen nicht! sagte sie schluchzend. Auch heute Morgen waren Sie so böse! Was habe ich Ihnen zu Leide gethan? Noch gestern so freundlich und heute —

Nein, und hätten tausend Linda's mein Herz mit ihrem Bildnisse gedrückt, ich hätte sie in meine Arme schließen, an mein Herz pressen müssen. — Ach! sie lag schon an dem meinigen, ehe ich es noch dachte. —

Linda! hörte ich unten rufen — aber das süße, liebevolle Wesen ruhte an meiner Brust. Himmlische Unschuld! rief ich aus, und preßte sie an mich, und wieder

rief es Linda! und Linda! — — O vergieb mir, vergieb mir, Lorchen! ich drückte einen Kuß auf ihre Rosenlippen und — wieder hörte ich Linda, Linda, Linda! Aber ich hielt sie in meinen Armen, preßte sie an mein glühendes Herz; — sie schlang die ihrigen um meinen Nacken und schlug ihr seelenvolles, himmlisches Auge zu mir auf. —

Ich kannte mich selbst nicht mehr; ich sank auf ihren bebenden Busen und —

Linda trat in die schnell geöffnete Thüre. — —

Der Bettler.

Eine Novelle.

Ein glänzender Wagen hält vor der Thüre des Grafen von M***, würdigen Ministers eines angesehenen Fürsten. Ein junger Mann, schön, lächelnd, die Haare geschmackvoll geordnet, steigt heraus, hüpft mit leichtem Fuße die Treppe hinauf und tritt in den Besuchsaal, wo sich gleich alle Damen um den Liebling des Tages versammeln.

Ach es ist unser lieber L**! rufen alle wie aus einem Munde. Wo kommen Sie her — wo sind sie so lange geblieben — gewiß hat Ihr Fleiß Sie auf der Regierung festgehalten? . . .

„Sie haben Recht, meine Damen. Themis hat mir die Augenblicke geraubt, die ich

der Freundschaft weihen wollte. Die liebe Göttin ist von Natur ein wenig ernsthaft, und ich muß gestehen, daß sie mich von Herzen ennuyirt hat." —

„Ach Sie armer L**! Gab es denn keinen unterhaltenden Prozeß?"

„Man geht wahrhaftig nicht auf die Regierung, um sich zu unterhalten. Aber attendéz — etwas Interessantes gab es doch. Man referirte die Klagschrift eines siebenzigjährigen Greises, dem sein Sohn ein kleines Erbe von dreihundert Gulden abstreiten will!"

„Ah le traitre! Aber vermuthlich ist dieser Sohn in schlechten Umständen?"

„Du tout! Er ist ein Crösus, — aber ein hartherziger Unhold. O, es ist schrecklich, was es für Menschen auf der Welt giebt!"

„Ciel, — est il possible!"

„Wenn Sie ihn gesehen hätten, diesen ehrlichen Greis, Sie würden Thränen ver-

gossen haben, süße Thränen, die ich aus Ihren Augen küssen möchte. Er hat sich für seinen Sohn arm gemacht und das ist nun sein Dank!"

„Ich liebe diese Wärme, mein lieber L**," unterbrach ihn der Minister. „Im trocknen Geschäftsgange ist es viel werth, wenn Herz und Kopf harmoniren!"

„Allons Messieurs — Silence!" unterbrach ihn die Präsidentin von H**, „warum wollen wir uns unlustig machen? Kommen Sie lieber L**, wir haben mit dem Spiele auf Sie gewartet." — Man versammelt sich um den Spieltisch, L** schüttet seine Geldbörse aus, und kaum ist das Spiel im Gange, als unten im Hofe eine rauhe Stimme ertönt. Man horcht. Es ist ein Blinder, der eine Ballade singt, die wenig Werth hat, aber durch das, jeder Strophe angehängte Ritournelle: „Gebt einem armen Blinden ein Allmosen, damit er nicht verhungert!" — interessant gemacht wird; der

Gesang fiel den Damen auf. Die Bitte des Greises rührte sie nicht, aber sie lachten über seine närrische Stimme, und den sonderbaren Accent, den er auf die Worte legte.

„Was der alte Filou wohl für eine närrische Physiognomie haben mag,“ räusperte die Präsidentin.

„O gewiß, zum Todtlachen,“ fiel das Fräulein von P** ein, das über jedes geknickte Gänseblümchen weinte, und Verzuckungen bekam, wenn sie einen todten Vogel sah. „Er kräht ja wie ein Hahn!“

Aus Gefälligkeit für das Frauenzimmer, befahl der Graf seinen Bedienten, den Blinden heraufzuholen. Er erschien, und da er nicht sehen konnte, machte ihn nichts irre, er begleitete seinen monotonen Gesang mit einem von Apoll verwünschten Fiedelbogen, und verzog seine Mienen beym Singen so seltsam, daß die Damen laut an zu lachen fingen. Nur der Graf blieb ernst-

haft, näherte sich ihm wie er geendet hatte, und fragte freundlich, ob er schon lange blind sey. —

„Noch nicht lange gnädiger Herr," antwortete er. „Ach Gott! jetzt bin ich der Unglücklichste aller Menschen, aber einst war ich reich und froh!" —

„Und welchen Stand hattet Ihr?"

„Ich war ein wohlhabender Landmann."

„Und was hat Euch so entsetzlich heruntergebracht?"

„Ein Sohn, — ein treuloser Sohn! Ach ich liebte ihn über alles, und jetzt verachtet er den Vater, den er an den Bettelstab brachte!"

„Der Elende! hat er Vermögen?"

„Er hat das Meinige in Händen, und sich ein einträgliches Amt, mächtige Gönner und selbst den Adel dadurch erworben." —

„Und doch thut er nichts, Euch zu helfen?"

„Nicht allein das! Müde mich zu sehen, müde sich zu schämen, nicht etwa seines Verbrechens, sondern meines Elendes, das doch sein Werk ist, hat er mich vor drei Jahren einsperren lassen, und im Hospital wo ich schmachtete, verlor ich das Gesicht. Krankheit und Elend nagten an meinem Leben, das Grab war meine letzte Hoffnung, aber auch diese wurde mir geraubt, denn ich genas. Jetzt verstieß man mich sogar aus dem Armenhause, weil mein unnatürlicher Sohn nichts mehr zu meiner Verpflegung thun wollte, — ich ward Bettler, aber ich gehe nur des Nachts umher, weil ich am Tage erkannt zu werden fürchte!"

Die Damen wurden jetzt im Ernste gerührt, und L**, der blässer aussah wie alle Uebrigen, schien mit einem tödtlichen Verdrusse zu kämpfen. Der Graf nahm seine Betrübung wahr, und fragte ihn theilnehmend: „Wird Ihnen übel lieber L**?"

„L**?“ rief der Blinde, „o Gott! das ist der jetzige Nahme meines Sohnes!“...

„Wessen?“...

„Ach nur zu gewiß! O Sohn! Sohn! Mein Auge erblickt dich nicht, aber meine Thränen fallen lastend auf deine Seele!“

L** starrte wie vernichtet vor sich nieder, — dann sprang er plötzlich auf, und stürzte aus dem Saale. Alle sahen ihm erstaunt nach.

„Ich bin verloren, seufzte der Alte. Er hat mich erkannt, er wird mich aufs Neue verfolgen, — wo soll ich mich verbergen?“...

„Seyd ruhig Alter, erwiederte der Graf, ihr steht von diesem Augenblicke an unter meinem Schutze. Das Ungeheuer! erst vor einer halben Stunde sprach er vom Undanke, und jetzt“...

Er bemerkte in diesem Augenblicke L**s Geldbörse auf dem Tische, nahm sie, und sprach, indem er die seinige dazu legte und

ihm überreichte: hier unglücklicher Mann ist etwas auf Abschlag der Wohlthaten, die euer unwürdiger Sohn von Euch empfangen hat. Nehmt es hin, und danket der Vorsehung, daß sie Euch in mein Haus führte!

Der Fürst, dem die Sache vorgetragen wurde, entsetzte L** seines Amtes, denn wie konnte ein so verabscheuungswürdiger Mensch, ein guter Beamter seyn? — und stellte dem unglücklichen Vater sein ihm entrissenes Vermögen wieder zu. Ein Urtheilsspruch würdig dieses großen Monarchen!

Bruchstücke
aus
den nachgelassenen Codicillen
eines Weiberkenners.

I.

Frage und Antwort.

„Warum werden so viele Mädchen alte Jungfern?" — Wäre ich ein Gelehrter, so würde ich erstens das Verhältniß in der Anzahl des männlichen und weiblichen Geschlechts zu finden suchen, weil sich schon vielleicht hieraus eine Ursache der steigenden Vermehrung der alten Jungfern hernehmen ließe. Ich würde zweitens sagen, daß der Soldatenstand so viele tausende zum ehelosen Leben zwinge, und was dergleichen staatswirthschaftliche Gründe mehr sind. Allein da ich blos auf gesunden Men=

schenverstand, und nicht auf Gelehrsamkeit Anspruch mache, so muß ich was dahin gehört, übergehn. Es giebt außerdem so viele Celibataires, die ein artiges Einkommen besitzen, die weder Soldaten noch Mönche sind, und doch vor Hymens goldenen Fesseln fliehn. Sogar wächst diese Klasse täglich, und mit ihr die der alten Jungfern. Woher diese Erscheinung?

Näher mein schönes Mädchen, ich will diskret seyn, und leise sprechen!

Wie hoch kommt Ihnen Ihr Anzug zu stehn, und wie oft verändern sie denselben im Jahr?

Spielen Sie?

Können Sie ohne Bälle, Konzerte, Opern und Abendkränzchen leben?

Reisen Sie im Sommer aufs Land und ins Bad?

Haben sie viel Bekannte unter dem Männergeschlechte?

Steigen Ihnen bisweilen nicht Launen und Grillen zu Kopfe?

Werden Sie bürgerlich genug denken, Ihre Kinder selbst zu stillen?

Können Sie einen schönen Anzug sehn, ohne zu wünschen einen Aehnlichen zu haben?

Haben Sie wohl eher über die Bestimmung der Gattin und ihre Pflichten ernsthaft nachgedacht?

„Mein Gott, welche albernen Fragen!"

Sie können Recht haben, meine Dame, aber doch machen unsere Celibataires, diese und ähnliche Fragen ganz gewiß, ehe sie sich zum Mönchsgelübde entschließen.

Und nun habe ich noch eine geheime Ursache in Petto, — aber kommen Sie einen Schritt näher, damit ich sie Ihnen ins Ohr flüstre:

Was sonst in der alten rauhen Zeit nur das Weib schamhaft in der Brautnacht gab, das geben in unsern aufgeklärten

Zeiten so viele Mädchen; das ist eine Blume geworden, die jeder Knabe am Wege pflückt. Wozu daher das lästige Joch?

Mädchen, Mädchen! eine alte Jungfer ist gewöhnlich ein grämliches, ungeselliges, verachtetes Geschöpf: aber wie viele oder wie wenige unter euch sind es werth Mütter und Gattinnen zu seyn?

II.

Die sechszehn Jahre.

Aus Adelaidens Tagebuch.

„Sechszehn Jahre sind ein gefährliches Alter für ein junges Mädchen!“ sagte Tante Friedchen zu meiner Mutter, als ich eben in die Thüre trat. Sie saß auf dem Sopha, und las die Zeitung. Meine Mutter war mit ihrem Strickzeuge beschäftigt, und hörte zu. Das Wort meiner Tante ging bei mir nicht verloren, und ich zerbrach mir gewaltig den Kopf darüber, worin denn das Gefährliche des Alters wohl stecken möge. Unbemerkt nahm ich meinen Kalender heraus, sah nach, wie weit ich noch von diesem schlimmen Zeitpunkt entfernt seyn möchte, und empfand ein mit Bangigkeit gemischtes Vergnügen, als ich fand, daß mein Ge=

burtstag nur noch einige Monate entfernt sey.

„Adelaide,“ fieng meine Tante an, „ich habe hier so eben ein artiges Anekdötchen gelesen.“

Darf ich es hören Tante? —

„Ja,“ erwiederte sie, „wenn du erst achtzehn Jahre alt seyn wirst. Früher sollte kein Mädchen in den Spiegel sehen, und vor dem zwanzigsten weder schreiben noch lesen lernen.“

Und warum das? fragte ich. Tante Friedchen sagte nachher, ich hätte verzweifelt dumm ausgesehen.

„Weil das Lesen und Schreiben junge Mädchen weit führen kann. Man hat die Exempel seufzte sie, und nahm eine Prise.“

Das war ein neues Räthsel für mich. Wohin soll einen das Lesen und Schreiben bringen können, dacht ich bey mir selbst. Ich verstehe beydes, und es hat mich noch zu nichts gebracht.

Mein Geburtstag kam heran, und bescherte mir ein neues Kleid, nebst einigen Bagatellen zum Putze, die freilich in meinem vierzehnten Jahre keine Bagatellen für mich waren. — Einige Wochen gingen hin, und noch empfand ich von dem Gefährlichen meines Alters nicht das Mindeste. Mein Vater hatte vor einiger Zeit ein Landgut gekauft, und wir bezogen es jetzt zum erstenmale. Unser Nachbar auf dem Lande war ein Finanzrath, ein weitläuftiger Anverwandter meiner Mutter, und Vater von acht Kindern, mit welchen wir täglich zusammen kamen. Unter diesen befand sich ein Knabe von neun Jahren, mit einem wahren Cupidokopfe. Es machte mir ein bisher unbekanntes Vergnügen, in den weichen goldgelockten Haaren des kleinen Eduard zu wühlen, in sein heiteres blaues Auge zu blicken, und mein Bild darin zu suchen, wie in einem Spiegel. Bey den Spielen suchten wir immer zu derselben

Parthie zu kommen; nur mir gab er die Hand beym Reihentanz, nur mich nannte er, wenn wir Blindekuh spielten. An einem stillen Sommernachmittage saß ich allein im Schloßgarten, an einem Akazienstrauche. Die übrigen Kinder waren unten im Thale bey der Mühle. Eben dachte ich an meinen kleinen Spielgefährten, als er zur Gartenthür herein schlich, und sich nach mir umzusehen schien. Ich stützte mich auf den Rasen, in der Stellung einer Schlafenden, doch so, daß ich zwischen den Fingern durchschielen konnte; leiser und immer leiser schlich er heran, und stand eine Weile vor mir, dann brach er einen Zweig, und wehete mir die Mücken ab. Einigemale berührte er mit den Fingerspitzen meine Stirne, und näherte sich mir so sehr, daß ich mich angeweht fühlte von seinem Athem. Es pochte gewaltig unter meinem Corset. Jetzt rief mich der Kleine zwei- oder dreimal leise bey meinem Nahmen, und als ich kein

Zeichen des Bewußtseyns gab, fühlte ich seine warme Lippe an der Meinigen, und ein geheimes Feuer wallte durch mein Inneres. Ich wollte die Augen öffnen, aber sie waren so fest geschlossen, als ob der Schlaf sie mit seinem magischen Stabe berührt hätte. Zweimal wiederholte der Kleine seine Liebkosung, und das leztemal so kräftig, daß ich ehrenhalber erwachen mußte.

„Ich wollte ein Mückchen verscheuchen, das sich an deinen Mund gesezt hatte", sagte er mit der Miene der Unschuld. Ich wurde roth, und er nicht minder.

Geschäfte riefen den Finanzrath noch vor dem Ende des Sommers nach der Stadt, und Eduard mußte seinem Vater folgen. Nun wurde mir das Land zur Einöde. Im Herbst besuchte uns der junge Baron Wellheim mit seinem Hofmeister. Er mochte sechszehn Jahr alt seyn, und verband mit einer einladenden Bildung herrliche Anla=

gen, nur hatte ihn sein Vater der Oberforstmeister von Wellheim, etwas verwildern lassen. Das Bild des kleinen Eduard's erblaßte allmählich in meiner Seele, und das des jungen Barons verdrängte es bald ganz. Ob er sonst gleich ein wenig wild und ausgelassen war, so schien er doch mir gegenüber, sanft und folgsam wie ein Kind. Oft spielten wir mit einander wie Kinder; freilich hatte Amor sein Spiel dabey, aber er war erst jung geworden in unserm Herzen, und hatte weder Flügel noch Pfeile. Eines Tages hatten wir Gäste, und es wurden der Gesundheiten so viele bey Tische ausgebracht, daß mehrere Herren Anfälle von Schwindel bekamen. Ich schlich mich auf mein Zimmerchen, klimperte auf meinem Klavier, gähnte, und schlenderte in den Garten, wo sich der Baron schon befand. Wir irrten zusammmen einige Gänge durch, und bestiegen einen Hügel, der uns die Aussicht

ins Feld gewährte. Der Baron drückte meine Hand wärmer, wie sonst, — denn der Wein mochte ihn vielleicht kühner gemacht haben. Mit einem Mahle ergriff er mich bey der Hand, und zwang mich mit ihm den Hügel hinab zu springen. Wir glitten aus, und lagen an der Erde. Unglücklicherweise hatte sich im Springen mein Halstuch verschoben, und die Lippen meines unbescheidenen Liebhabers machten sich diesen Zufall zu Nutze.

Von diesem Augenblicke an vermied ich ihn, denn ich schämte mich, ihm ins Auge zu sehen. Doch konnte ich mich nicht enthalten, bey Tische einige halbe Blicke auf ihn zu werfen. Er kam mir demüthiger und bescheidner vor, als je.

Die Zeit seiner Abreise näherte sich, und da wir die letzten Tage keine weiteren Besuche hatten, so konnten wir uns nur bisweilen auf Augenblicke ohne Zeugen sehen. Den Tag vor seiner Entfernung steckte er

mir ein Briefchen in den Handschuh, worin er mich bat, ihn eine Unterredung unter vier Augen zu gestatten. Er habe mir sehr viel zu sagen, schrieb er unter andern, was er dem Papiere nicht alles anvertrauen könne. Zufälliger Weise waren wir nach Tische ein viertel Stündchen allein im Speisezimmer, und ich hatte Gelegenheit ihm zu sagen, daß ich keinen schicklichen Ort zu einer Zusammenkunft wisse.

„Ich wüßte wohl einen," sagte er, — „aber" —

Nun, aber?

„Ihr Zimmer Adelaide!"

Wie können wir auf meinem Zimmer beysammen seyn, ohne bemerkt zu werden?

„Des Nachts!"....

Ich ward ungehalten, und wollte ihm eben eine Strafpredigt über seine Zumuthung halten, als wir durch meine Tante und Mutter unterbrochen wurden. Die Nacht kam heran, ich war in meinem

Schlafzimmer allein, warf mich in mein Nachtkleid, löschte mein Licht aus, und warf mich aufs Bette. Nicht lange, so stand ich wieder auf, öffnete den Riegel an der Thüre, den ich vorgeschoben hatte, und horchte, ob sich nichts in meiner Nachbarschaft bewegte. Es schlug zwölf. Eine Empfindung des Unwillens ergriff mich, und wuchs mit jedem Glockenschlage. Schnell hüllte ich mich in mein Bette, ließ aber doch die Thür unverschlossen.

Kaum hatte ich mich niedergelegt, als mein Nachtbesuch erschien. Leise wie ein Geist, und in diesem Augenblick mir wahrlich eben so furchtbar, näherte er sich mir, und ergriff meine Hand, die er schweigend zwischen der seinigen hielt. Lange kam kein Laut über unsere Lippen. Endlich setzte er sich zu meinen Füßen, und machte mir die beredteste Erklärung seiner Liebe. Ich war spröde, und er flehte, ich gab nach, und er wurde verwegen. Ich zürnte, und er bat

so rührend um Verzeihung, daß man verzeihen mußte. Aber wenig Augenblicke darauf, hatte er Ursache, allerdings um welche zu bitten. Amor hielt unterdessen nicht so gut Wache, daß er den Schlaf abgehalten hätte, uns zu beschleichen. Ich weiß nicht mehr in welcher Lage wir waren, als meine Tante mit einem durchdringenden Schrey uns weckte.

Man denke sich diese Scene, und wie uns zu Muthe seyn mußte!

Siehst du nun wie gefährlich die sechszehn Jahre sind, sagte sie nachher öfters; und noch nach zwey Jahren, am Tage meiner Verbindung mit Wilhelm, gab sie mir folgende Ermahnung:

„Wenn du einst Töchter hast, so hüte sie in den gefährlichen sechszehn Jahren. Gieb ihnen keinen Spiegel vor dem achtzehnten, und laß ihnen keinen Unterricht im Lesen und Schreiben geben vor dem zwanzigsten!"

Der guten Tante mocht' es wohl mit ihren sechszehn Jahren ergangen seyn wie mir.

III.

Dem Andenken meiner Auguste.

Ein schönes, aber geist- und herzloses Weib, ist für den Mann, was eine Puppe für das Kind ist, ein liebliches Spielzeug, so lange es noch den Reiz der Neuheit hat.

Aber ewig neu sind die Reize des Weibes mit edlem Herzen und schönem Geiste. Es ist durchaus unmöglich, mit leerem Kopfe und verwahrlosetem Herzen wahrhaft schön zu seyn.

Aeußere Wohlgestalt allein, ist eine wohlklingende Rede ohne Verstand, eine Blume ohne Geruch, ein Gemälde ohne Leben.

Heiterkeit! Weiber bewerbt euch um diese schöne Tugend, denn alle Liebesgötter, wie unsre Dichter sagen, hassen den Trübsinn, und fliehen vor der bewölkten Stirn. Im

geistreichen Auge entzückt sie wie milde Frühlingssonne.

Julie hatte die schönsten Augen unter allen Mädchen mit schönen Augen in B**. In diesen schönen Augen sah ich einst eine Thräne glänzen, — und ich muß auch meine Schwachheit gestehn, ich würde in diesem Augenblicke ein Königreich darum gegeben haben, hätte ich diese schöne Thräne wegküssen dürfen. Aber kaum erfuhr ich, daß Julie eines verunglückten Planes ihrer Eitelkeit wegen, weine, als diese Thräne alle Reize für mich verlor.

Ich sah einst mit Augusten, meiner geliebten Augusten! an einem schönen Sommerabend die Sonne untergehen, und wir sprachen von Scheiden und Unsterblichkeit. Da perlte auch eine Thräne in ihrem Auge. O, wie viel schöner war diese Thräne wie Julien's Thräne, und doch war Augusten's Auge weit weniger schön!

Ein andermal sprach ich mit ihr von den

unverschuldeten Leiden einer unglücklichen Familie, und sie weinte eine Thräne des ungekünstelten Mitleids mit mir. Aber schnell erheiterte sich ihr Auge, und sie reichte mir lächelnd ihren Ring dar, um den Unglücklichen zu helfen. O, diese Thränen! dieses Lächeln! Nie in meinem Leben habe ich eine schönere Thräne, und nie ein schöneres Lächeln gesehen. Sie schien mir in dem Augenblicke eine Göttin, ich vergaß daß sie die Tochter einer sterblichen Mutter sey, ich sank nieder auf meine Kniee, und bedeckte ihre Hand mit Thränen der Rührung und Liebe.

Und von dem Augenblicke an wurde sie meine Auguste, die mir lange mein Daseyn verschönerte, bis dieser himmlische Blick zu früh ins Grab sank. Ich werde bey der Rückerinnerung an Sie, ernster wie ich es wollte. Aus Erfahrung lernte ich es, wie himmlisch gut ein Weib werden kann, lernte, daß unter allen Lebensgütern für den

Mann kein größeres, wünschenswertheres, schätzbareres und heiligeres Gut geben kann, wie die Liebe eines Weibes, welches gut und edel ist, wie meine Auguste es war.

Ich wiederhole es auch: mit einem leeren Kopfe, und einem verwahrloseten Herzen, ist es unmöglich schön zu seyn.

Sanftmuth ist die Rose im Kranz weiblicher Tugenden, schwesterlich vereint mit ihr ist die Bescheidenheit, aber schöner wie beym Erwachen des Tages, des Himmels Erröthen in Osten ist, tausendmal schöner ist die Röthe der Scham, auf dem Antlitze der Unschuld.

IV.

Die Wahl der Gattin.

Lindlof war ein rascher, empfindungsvoller Jüngling, mit unverbesserlichen Grundsätzen und einem Schatz ausgebreiteter Kenntnisse, die ihn berechtigten, Anspruch auf eine etwas mehr als gewöhnliche Rolle zu machen. Er wurde bemerkt, und es währte nicht lange, als er auf einer Stufe stand, die seinen Verdiensten angemessen war. Daß ein junger Mann wie er, der von der Natur mit nicht gewöhnlichen Reizen, und vom Schicksal mit Glücksgütern und Ansehn reich beschenkt war, manches Mädchen zu, aber nicht verwerflichen, Spekulationen verleitete; wie sie durch ihn am besten zum summum bonum aller Mädchen, weß Nahmens und Standes sie auch seyn

mögen, gelangen könne, das gehört so ganz zu den Alltäglichkeiten, und den Dingen die sich von selbst verstehn, daß es kaum erinnert zu werden verdient. Wo nur irgend eine Schwester, Tochter oder Nichte in ihrem stillen Kämmerlein um einen Mann seufzte, da war Lindlof gewiß, bemerkt und hervorgezogen zu werden; er sah es wohl, und allmählich dachte er im Ernst darauf, aus der Legion der heirathslustigen Mädchen, sich eine zu erwählen. Nicht unüberlegt wollte er bey der Wahl zu Werke gehen, um sich nicht gleich so vielen unüberlegt zum Märtyrer des heiligen Sacraments der Ehe zu machen, und er beschloß, sich zu diesem Ende seinem ältern Freunde Hilmer zu entdecken, der ihn bey dem schwierigen Geschäfte leiten sollte.

„Das ist eine kitzliche Sache, lieber Lindlof," antwortete Hilmer, „und um so schwieriger, da von dem Glücke deines Lebens die Rede ist. Aber laß hören, welche

Ansprüche machst du, und was verlangst du von dem Weibe, dem du deine Hand geben willst?"

„Je nun," antwortete Lindlof lächelnd, „hübsch muß sie vor allen Dingen seyn, wenn auch nicht blendend schön. Sie soll Verstand haben, Talente besitzen, zu gefallen wissen, aber nur mir; angenehm im häuslichen Umgange seyn, und eine gute Mutter zu werden versprechen."

„Das heißt, du verlangst eine Unmöglichkeit, denn ich zweifle sehr, daß zwischen dem Nord- und Südpol ein weibliches Wesen gefunden wird, das diesen Forderungen sämmtlich entspricht. Aber laß uns einen Augenblick einen Blick auf die Mädchen werfen, von denen allen du keinen Korb zu besorgen haben würdest. Ich werde ein unpartheyischer, aber strenger Censor seyn!"

Lindlof dachte einen Augenblick nach. „Laß uns mit Henriette F*** beginnen," — sagte er endlich.

„Henriette F***?“ In der That, deine Wahl ist nicht übel, denn sie ist ein Mädchen voll Geist und Witz, spricht wie ein Buch, ohne ein Buch zu zitiren, trägt das Gepräge der Gutmüthigkeit auf der Stirne, und ist im Umgange frei und offen. Aber, lieber Lindlof, eben diese Henriette F*** hat einen ungebändigten Hang zu Zerstreuungen und öffentlichen Vergnügungen. Nur wenn sie von einem zum andern schwärmen, von einem Wirbel in den andern eilen, von einem Rausche in den andern sich stürzen kann, nur dann ist sie in ihrem Element. Kein Ball, kein Konzert, keine Redoute, kein Casino ohne Henriette, und wenn sich die Umstände einmal so fügen, daß sie zu Hause bleiben muß, so ist die schöne, die geistreiche, die witzige, die talentvolle Henriette, das unerträglichste Geschöpf auf Erden. Du siehst, lieber Lindlof, dies Mädchen ist keine Frau für einen Mann, der in Stunden der Sorge und

des Mißmuths im Arme seiner Gattin Erhohlung sucht. Sie wird ihr Ballkleid garniren, wenn du dich mit ihr unterhalten willst, sich putzen, wenn du ihre Liebkosungen wünschst, und auf den Ball fahren, wenn du am liebsten in ihrer Gesellschaft seyn möchtest!"

„Aber Sophie P***?" fragte Lindlof.

„Es ist wahr, sie gefällt allenthalben, — ihre Schönheit und ihr Verstand stehen im genauesten Gleichgewicht, alles drängt sich um sie, alles bewundert sie, und doch wird sie nicht eitel. Ich muß gestehn, ich hielt sie lange Zeit für ein sehr vorzügliches Mädchen, und glaubte, daß so große Vorzüge nur durch sehr kleine Fehler verdunkelt werden könnten, aber als ich einmal zur unerwarteten Stunde kam, hörte ich, daß Sophie mit ihrer Mutter in sehr ungewählten Ausdrücken zankte. Geschieht das am grünen Holze, was wird am dürren werden? Ein Mädchen daß sich gegen ihre Mutter ver-

gißt, wird nie eine Gattin werden, wie man sie sich wünschen muß."

„Du hast Recht. Aber Clärchen H***?"

„O, schweig von ihr! Nicht allein daß Clärchen einen Hang zum Spiel hat, der unvertilgbar ist, und also als Spielerin nie eine Gattin werden kann, wie ein gefühlvoller Mann sie verlangt, so wirf nur einmal einen aufmerksamen Blick auf sie, und du wirst sehen, wie sie den halben Tag mit der frivolen Beschäftigung zubringt, ihr kleines Figürchen zu putzen, wie sie mit allen Flitterstaat der Mode ausstaffiret ist, und doch mit zerlöcherten Strümpfen geht, wenn sie glaubt, daß man es nicht bemerkt. So etwas, lieber Freund, ist gut, eine Maitresse daraus zu machen, aber zur Gattin taugt es nicht, oder etwa so viel, wie ein Weimarischer Offizier zum Kriege."

„Da taugt sie freilich von Herzen wenig," sagte Lindlof lächelnd, „aber was hast du

strenger Richter denn an Juliane M*** auszusetzen?"

„Juliane M***, mein lieber Freund, ist das schönste Mädchen in ganz L*, da hast du nun freilich Recht. Ihre Figur ist königlich, ihr blondes Haar seiden, und mit ihren Augen kann sie allenfalls auch wohl einen vernünftigen Mann ein Paar Wochen zum Narren machen. Aber als ich Julianen näher kennen lernte, sah ich, daß sie eine lebendige Composition von Argwohn und Mißtrauen war, ein Mädchen, das zu keinem lebendigen Wesen Zutrauen hat. Ein solches Mädchen, das erst achtzehn Jahre zählt, verdient gewiß ihrerseits kein Zutrauen, denn ihr Mißtrauen ist nicht die Frucht einer langwierigen, unangenehmen Erfahrung, sondern ein Charakterzug, und wer alle Menschen für Betrüger hält, ohne selbst betrogen zu seyn, der ist auch fähig jeden Menschen zu betrügen. Hast du aber

Lust dir eine Hölle zu heitzen, so nimm dir ein argwöhnisches Weib."

„Nun wahrhaftig, mich soll es wundern, ob du endlich noch ein Mädchen findest, bey dem dein bedächtiges Aber wegfällt. Was sagst du zu Friderike L***?"

„Die nimm zur Frau, lieber Lindlof, wenn du Lust hast, Abends mit ihr im Mondschein zu spazieren, wenn du fähig bist, mit ihr über ein geknicktes Gänseblümchen zu weinen, und wenn du ohne zu Gähnen ihre Verse anhören kannst. Ein empfindsames Frauenzimmer allein schon ist schlimm, aber wenn sie gelehrt dabey ist, dann wird eine Composition daraus, die im Stande ist, dem Manne sein Haus auf ewig unleidlich zu machen. Wenn du des Mittags zu essen gedenkst, wird sie den Küchenzettel vergessen haben, und dich dafür mit ihren Balladen bewirthen, und wenn du deine häuslichen Sorgen mit ihr theilen willst, wird sie dich nicht zu Worte kommen

lassen, weil sie eben einen neuen Almanach von Schlegel, erhalten hat. Ihren Kindern wird sie in der Taufe fantastische Nahmen geben, und sie aus Göthen's Meister's Lehrjahren lesen lehren, und wenn sie Töchter haben wird, wird sie sie eben so verbilden, wie sie selbst verbildet ist. Das, lieber Lindlof, ist keine Frau für einen Beysitzer des Justizkollegiums, der Aufheiterung braucht. Nun, und welches Urtheil fällst du über Louise R***?"

„Louise R***, lieber Lindlof, ist ein Strudel, der alles an sich reißt, alles fest hält, in seinen betäubenden Zauberkreise um sich her wirbelt, und am Ende alles wieder zertrümmert von sich stößt. Hättest du nicht die mindeste Anlage zur Eifersucht, dies Weib müßte dich dazu verführen. Sie würde ihren Triumph darin finden, dich ein Paar Monate fest zu halten, und dann ihre Augen nach einem Gegenstande umherwerfen, mit dem sie dasselbe Spiel

anfinge und vollendete. Lieber noch die Versemacherin, — Ein Unglück ist besser wie das Andere!"

„Aber wahrhaftig, lieber Hilmer, ich bin am Ende. Du verwirfst eine wie die andere, und ich glaube gar, du willst mich am Ende in den Hagestolzen-Orden hineinschwatzen!"

„Nichts weniger, lieber Lindlof. Im Gegentheil, meine sehnlichsten Wünsche würden erfüllt, wenn ich dir ein Mädchen nennen könnte, durch das dein Glück begründet würde, denn ich würde mich selbst mit für einen Urheber desselben halten. Wage es, Amalien D** kennen zu lernen, die du freilich auf keinem einzigen Balle, auf keiner einzigen Redoute gesehen haben wirst, weil Häuslichkeit die erste Blume im Kranze ihrer Tugenden ist, und du wirst erfahren, daß ein Mädchen ohne schön, selbst ohne hübsch zu seyn, das liebenswürdigste, angenehmste Geschöpf auf Erden seyn

kann, das alle Tugenden besitzt, die eine Gattin liebenswürdig machen. Sie macht keine Verse, aber sie urtheilt sehr richtig über die, die sie lieset. Sie ist keine Modenärrin, aber sie folgt der Mode, wenn sie mit ihrem richtigen Gefühle vom Schönen und Angenehmen übereinstimmt. Am wenigsten ist sie gelehrt, aber sie hat eine natürliche Bildung, sie ist häuslich, ohne mit einem Schlüsselbunde zu prangen, und wenn du ein Weib suchst, welches einmal das Vorbild deiner Töchter, die Verwalterin deines Vermögens, deine Trösterin im Leiden, und die herzliche Theilnehmerin deiner Wohlfahrt seyn soll, so nähere dich Amalien D**, und du wirst gefunden haben, was deine Wünsche dir als möglich zeichnen."

Lindlof folgte seinem Rathe, lernte Amalien kennen, wurde mit jedem Augenblicke entzückter über dies holde, anspruchlose Geschöpf, bot ihr seine Hand an, und wurde der allerglücklichste Gatte.

V.

Florette.

(An Henriette Wolf.)

Florette spielte am Fuße des Plintimnon auf einer blumenreichen Wiese, als sie einen Goldfinken auf einer Leimruthe kleben sah, über den schon der drohende Habicht schwebte, und den sie schnell befreyete.

„Nimm ihn mit dir," sagte die Mutter, „sperre ihn in den Käfig, und hänge ihn dann vor das Fenster."

Florette war nicht übel Willens, den Befehl in Ausübung zu bringen, aber jetzt flatterte das geängstete Thier so scheu in ihrer Hand, daß sie es zärtlich anblickte, küßte, und dann schnell fliegen ließ. Er flog im Kreise um sie her auf ihrem Heim-

wege, setzte sich auf einen Baumast vor der Thüre, und sang so angenehm und so lieblich, daß die Mutter über seine unbedachtsame Freilassung schmälte. Aber Floretten reuete die Handlung nicht, die sie allein dem Antriebe ihres Herzens beyzumessen hatte. Sie stand am folgenden Morgen früh auf, um dem Gesang des Vogels zu lauschen, aber er war nicht da. Sie lief tiefer ins Gebüsch hinein, und plötzlich trat hinter einem blühenden Hagedornstrauche eine weibliche Gestalt hervor, klein nur, aber schön, und mit einem Engelblicke. Alle Farben der Wiesen umfunkelten sie, und wenn sie ging, strahlte sie wie ein Thautropfen, den die Sonne beglänzt. Die Dame ergriff freundlich ihre Hand und sagte: „Ich bin die Fee Lilinette, und weit umher nur unter dem Nahmen, der Dame vom Felsen, bekannt, weil die Felsenhöhle von Plintimnon mein beständiger Aufenthalt war. Still und einsam lebte ich in dieser

Einöde, ich zog mir den Haß der Königin zu, — sie verwandelte mich zur Strafe in einen Vogel, und schwur bey dem Stabe der Elfen, daß ich so lange in dieser Verwandlung leben solle, bis ein menschliches Wesen, von allem Eigennutz frey, mir eine Gefälligkeit erzeigen würde. Leichten Sinnes flog ich weg, denn ich hielt die Menschen für gut, und wußte nicht daß Eigennutz die einzige Triebfeder sey, die alle menschlichen Handlungen leitet. Man hatte mir gesagt, daß die Bewohner des Landes am wenigsten verderbt wären, weil sie den Luxus und dessen Laster nicht kennten, aber fünf lange Jahre hindurch hüpfte und flatterte ich um die Hütten herum, und mein Gesang erschallte fortwährend von den Strohdächern. Selten bemerkte man mein Hüpfen, selten hörte man auf meinen Gesang, und aller Lohn meiner Dienstfertigkeit war, daß man einen Stein ergriff, wenn ich nahe genug zum Wurfe kam

Mißmuthig floh ich in die Stadt, sang auf Promenaden, in Lauben, oder am Rande eines Springbrunnens. Bald lernte man auch hier mich kennen, man lauschte meinen Gesängen, aber ich merkte bald, daß ich rings umher von Netzen umgeben sey, und flog davon. Endlich fing ich mich selbst auf einer Leimruthe, und du gutes Mädchen rettetest mich von der Scheingefahr, ohne mich gefangen zu halten, und ohne einen andern Lohn zu wollen, als das Vergnügen etwas Gutes gethan zu haben. Lilinette ist dankbar, und sie will dich belohnen, wie noch keine Fee belohnte, indem sie dir nicht allein die Macht verleiht, deine Wünsche zu befriedigen, sondern auch die Freiheit giebt, sie wieder zurück zu nehmen."

Sodann ergriff sie ihre Hand, führte sie durch einen verworrenen Gang von Gesträuch und Steinen, und geleitete sie zu einer Wölbung, wo das Tageslicht durch eine Felsenspalte spärlich durchschimmerte.

Hier setzte sie sich mit ihr auf eine Bank von Granit, und sagte, indem sie ihr zwey Quellen zeigte, die zu ihren Füßen hinrieselten: „Siehe diese beyden Quellen, die mitten in dieser Höhle entspringen, und davon die eine in ein alabasternes, die andere in ein Bette von schwarzem Kiesel fällt; eine dieser Quellen heißt, die Quelle der Freuden, die andere, die Quelle der Leiden. Beyde Quellen entspringen aus abgesonderten Adern, im Gebirge, und brechen an zwey verschiedenen Stellen hervor, nach einem kurzen Laufe aber vereinigen sie ihr Wasser, und wallen immer in einem gemischten Strome fort."

„Jedem Andern sind diese Quellen verschlossen, — dir aber sey es vergönnt, frey daraus zu trinken, und durch sie dein künftiges Leben zu beherrschen. Wenn du das Wasser der Freude aus der Alabasterquelle trinkst, so werden dir alle deine Wünsche gewährt. Je höher du sie spannst, um desto

süßer wird deinem Gaumen das Wasser dünken, hüte dich aber, dich durch die anlockende Süßigkeit nicht zu übermäßigen Trinken verleiten zu lassen. Die üblen Wirkungen deiner Wünsche können nur dadurch vernichtet werden, wenn du aus der Quelle der Leiden trinkst, und das Wasser dieser Quelle wird sich nach Maaßgabe der Süßigkeit der erstern, verbittern. Nimm also diesen goldenen Becher Florette, — wünsche und trinke, denn du stehst am Rande der Freudenquelle." — Was ist natürlicher, als der Wunsch nach Schönheit, bey einem Mädchen? Ihre Züge waren nicht regelmäßig. Sie nahm den Becher, und wünschte angenehm zu seyn. Das Was- war süß, sie trank viel, und sah mit unnennbarer Wonne das Mißverhältniß schwinden. Sie trank mit dem Wunsche vollkommen schön zu seyn, weiter, und sie ward es, ward es in einem so hohen Grade, daß sie berauscht vor Freude zurückkehrte, und

ihre eitle Mutter mit ihrem Entzücken ansteckte.

Von jetzt an sah man Floretten auf allen Tummelplätzen der Freude, in allen Sälen des Müßigganges. Ein Ball jagte den Andern, ein Fest drängte das Andere, und im beständigen Rausche herumgetrieben, hatte sie kaum Zeit zu sich selbst zu kommen. Aber allmählich bemerkte sie, daß Männer, die sie heute vergötterten, morgen sie gegen Buhlerinnen vertauschten, bemerkte, das die Weiber mit geschäftiger Zunge über ihren Ruf herfielen, und daß der allmählich eintretende Verlust desselben von der Zeit an sich datirte, wo ihre Schönheit sich vermehrte. Heldenmüthig entschloß sie sich deswegen, diesem gefährlichen Vorzuge zu entsagen, ging nach der Quelle, trank, wünschte sich nur angenehm und nicht schön zu seyn, und endlich einen treuen Geliebten. —

Sie war nicht lange zurück, als ein junger Mann sich bey ihr einfand, der ihrer

ganzen Zärtlichkeit werth schien. Er tändelte und schmeichelte, er sprach von der Allgewalt seiner Liebe, mahlte die Gluht seiner Leidenschaft, und hatte ihr Herz erobert, ohne daß es ihm Mühe gekostet hatte. Aber allmählich wurde er ihrer Küsse satt, und weil Florettens Tugend seinen anderweitigen Versuchen fest und standhaft widerstand, so verließ der Ungetreue sie, weil seine Hoffnungen mehr zu gewinnen, gescheitert waren. Unwillig suchte Florette ihre Beschützerin auf, aber sanft erwiederte Lilinette: „Meine Tochter, du kannst zwar für dich wünschen, aber auf Andere haben deine Wünsche keinen Einfluß. Du kannst durch die Wunderkraft des Quelles liebenswürdig werden, aber daraus folgt nicht, daß du auch geliebt werdest, denn du kannst weder Unterscheidungskraft noch Treue einflößen. Glück, welches du dir von andern Menschen herleiten willst, vermag ich nicht dir zu geben."

Diese eingeschränkte Kraft des Quelles benahm Floretten auf eine Zeitlang den Muth so sehr, daß sie ihn gar nicht besuchen mochte. Aber wie sie bey mehrerer Bekanntschaft mit der Welt sah, daß Reichthum ein magnetischer Zauberstab sey, der Alles zu dem Besitzer hinneige, und wie sie bemerkte, daß Grazie und Schönheit allenthalben dem Golde nachgesetzt werden, und Vornehme und Weise um das Lächeln der Reichen buhlten, so ging sie zu der Quelle, trank, und sah am andern Morgen ihre Juwelenkästchen gefüllt, und alle Fächer ihrer Schränke mit Gold versehen. — Nun war sie die erste in jeder neuen und kostbaren Mode, die Lieblingin des Publikums, und die Göttin, der alles opferte. Das tausendzüngige Gerücht schrie ihren Reichthum hundertmal größer aus als er war, und überall wo sie erschien, war alles Aufmerksamkeit, Bewunderung und Ehrfurcht. Diejenigen Damen die sie vorher kaum eines

Blickes gewürdigt hatten, beugten sich vor ihr, und sagten ihr tausend Schmeicheleien über Eigenschaften die sie besaß und nicht besaß. Bisweilen hörte sie nun freilich auch wohl etwas von Glückspilzen murmeln, aber dann brüstete sie sich um desto mehr, erhob den Glanz ihres Putzes, vermehrte die Zahl ihrer Bedienten, und verdoppelte ihren Aufwand so sehr, daß Niemand den Wettstreit mit ihr bestehen konnte. — Indeß man wurde ihres Reichthums gewohnt, man sprang nicht mehr ans Fenster, wenn sie durch die Straßen fuhr, sie lernte, daß sich Bewunderung bald selbst überlebt, und daß das Vergnügen des Aufwandes dahin ist, wenn weder Neid noch Bewunderung mehr dadurch erregt wird. Sie sah, daß die Ehrfurcht eine leere Formalität sey, bemerkte, daß Alle die, welche sich um sie drängten, nur durch Eitelkeit und Eigennutz herbeygelockt wurden, ging zur Quelle, sagte ihrem Feenreichthume Lebewohl, und wollte

hinfort nur durch Verstand und Witz glänzen. Ein einziger Becher den sie leerte, bewirkte das Wunder, und plötzlich fühlte sie in ihrer Fantasie ganz neue Ideenbilder aufsteigen; was ihr Gedächtniß ihrer Einbildungskraft vorhielt, nahm eine neue Gestalt an, und verknüpfte sich mit Dingen, mit denen es vorher in gar keiner Verbindung gestanden hatte. Wo sie war, athmete sie nichts als Spötterey, Tadel und Reformation, sie konnte keine Erzählung hören, ohne den Erzähler zum Schlusse anzufordern, weil er ihr Langeweile machte; und jedes gesellschaftliche Vergnügen störte sie durch ihre sarkastischen Bemerkungen. Ein Betragen, welches sie, wie man leicht denken kann, allenthalben gefürchtet, unwillkommen und verhaßt machte. Ihr Scherz, und ihre beißenden Bemerkungen waren immer die Folge gänzlicher Verachtung. Was Wunder, wenn alle Welt über sie schrie, und man einmüthig sich zu ihrer

Verfolgung und Herabsetzung verband? Jedes Auge war geschärft, ihre Fehler zu entdecken, jede Zunge geschäftig, ihren Theil zur Verunglimpfung ihres Charakters beyzutragen. Bey der reinsten Keuschheit ihres Herzens ward sie beschuldigt, daß sie ihre Gunstbezeugungen verschwende, weil sie in der Unterhaltung mit Männer nicht zurückhaltend war, bey dem edelsten Gefühl menschlicher Trefflichkeit hielt man sie für kalt oder neidisch, weil sie mit ihrem Lobe sparsam war, bey dem zärtlichsten Mitleid gegen den wahrhaft Unglücklichen machte man ihr den Vorwurf, sie weide sich an Anderer Leiden, weil sie mit dem Unglücklichen nicht in laute Klagen ausbrach. Sie spottete über alle erheuchelte Güte, über jedes maskirte Mitleidsgefühl, und man nannte sie eine Feindin der Gesellschaft und der Menschheit.

Nur zu bald war Florette es überdrüssig, ein allgemeiner Gegenstand des

Hasses zu seyn, und sie bat Lilinette ihr das gefährliche Talent des Witzes wieder zu nehmen. Lange stand sie unschlüssig am Quell, denn sie wußte nicht, was sie sich wünschen sollte. Sie war schön gewesen, und ihr Geschlecht verfolgte sie, sie hatte ihr Glück in der Liebe gesucht, und war betrogen, sie war reich gewesen, und hatte sich doch die Zufriedenheit nicht kaufen können, sie war geistvoll und witzig gewesen, und man verfolgte sie, weil sie es nur darauf anlegte, mit ihrem Witze zu kränken, man haßte sie, weil sie nur bemüht war zu glänzen.

Nachdenkend trat sie der Quelle näher, ergriff den Becher, und leerte ihn dreimal, indem sie sich Sanftmuth, Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit wünschte. Froh über diese glückliche Wahl umarmte Lilinette sie zärtlich, und jetzt erst wurde Florette glücklich, jetzt erst betrat sie den wahren, einzig möglichen Weg zur Zufriedenheit!

* * *

Ein einfältiges Märchen? sagst du, liebe Henriette....

„Du magst Recht haben, — aber glücklich will ich den Mann preisen, der in dir einst das Glück seines Lebens suchen wird, wenn du Florettens letzter Wahl aus der Fülle deines Herzens beistimmst.“

„Mädchen, — noch hüpfst du im Flügelkleide dem Leben erst entgegen. Präge es in deiner Seele tief ein, daß Sanftmuth, Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit allein, das Weib zur Grazie machen, und die lieblichsten Blumen im Kranze ihrer Tugenden sind. Dann Henriette wirst du glücklich seyn!“

VI.

Wahrheit und Ketzereyen.

Man sagt wohl, die Liebe komme und gehe wie es ihr gut dünkt, aber mit eurer Erlaubniß, ich halte das für wenigstens nicht ganz wahr. Den ersten Eindruck können wir freilich nicht vermeiden, aber wir können ihn schwächen durch Flucht, Zeit und Abwesenheit, und am Ende gar vertilgen. Die Liebe wird nur stark durch unsere Schwäche. Da wendet mir nun jemand ein, man sey nicht Meister seines Herzens, die Liebe sey Sympathie, und der Himmel mag wissen was Alles. Aber wollt ihr wissen, warum diese Gemeinplätze so viele Vertheidiger finden? Darum, weil jeder dabey interessirt ist, daß es so und nicht anders sey. Wenn man einen einfäl=

tigen Streich gemacht hat, so sucht man immer Gründe von außen auf, die ihn entschuldigen.

Woher die vielen unzufriedenen Ehen sich schreiben? Daher, mein Freund, weil die Weiber es vergessen, daß ihre Pflicht ist, ihre Männer glücklich zu machen. Sie scheinen in der Regel nur zu glauben, daß der Mann zum Spielwerk ihrer Launen geschaffen ist. In fünf Sechstheilen wenigstens liegt die Schuld unglücklicher Ehen am Weibe, denn eine hochachtungswürdige Frau, die ein wenig im Stande ist Launen zu tragen, ein wenig Coketterie besitzt, und ein wenig Beurtheilungskraft hat, kann aus ihrem Manne schaffen was sie will, es müßte denn ein Extrem der Rohheit seyn. Schwer, beinahe unmöglich ist es, daß ein Mann auf die Dauer der gesunden Ver-

nunft im Munde eines sanften Weibes, welches sich ihm nicht vorher verächtlich gemacht hat, widerstehn könne.

Weil des Mädchens Rede von Honig fließt, weil sie so angenehm, so gefällig, so bescheiden, so anspruchlos ist, darum meint ihr müsse die Gattin es auch seyn? O, gefehlt. Sie machen es wie der Pabst Sixtus. Ehe er die Schlüssel Petri gefunden hatte, fügte er sich in die Umstände, nachher war er ein Despot. Denn freyer lächelt die holde, süße, gefällige Geliebte, dem Gatten aber folgt, die schwer zu duldende, saure Rippe ins Ehebett, jenseits dessen man nur zu oft erkennt, daß der Traum, den die glückliche Unwissenheit der Jugend so romantisch träumte, Traum war.

Die Launen des wunderlichen Dinges welches wir Weib nennen, sind unerschöpflich. Die meisten von diesem Geschlechte bleiben ewig Kind, und wohl dir, wenn du eine gefunden hast, die, wenn auch spät doch wenigstens einmal aufhört es zu seyn.

Unter zehn Herzensangelegenheiten ist die Liebe vielleicht nur ein einzigesmal im Spiel. Gleichheit des Geschmacks und der Neigungen, die Gewohnheit sich zu sehn, das Fliehn vor sich selbst, das Bedürfniß, einmal ein Liebesabentheuer anzuknüpfen, der Wunsch zu gefallen, alles Dinge die einer Leidenschaft nicht im mindesten ähnlich sind, werden so oft die Veranlassung einer so genannten Liebe, und nur die Weiber sind es in der Regel, die den Irrthum am meisten bestärken, weil ihre Eitelkeit dadurch geschmeichelt wird.

Es giebt Weiber, die sich mit ihrer Tugend brüsten. Aber untersucht das Ding einmal in der Nähe. Hat sie nicht vielleicht nur der Liebe ohne Temperament, oder der Gelegenheit ohne Liebe, oder dem Temperament ohne Liebe widerstanden? Wie kann man einen Menschen tapfer nennen, der niemals kämpfte? Zeigt mir ein Weib das der günstigsten Gelegenheit, der zärtlichsten Liebe, und der Gewißheit des Geheimnisses ohnerachtet sich nicht erschüttern ließ, und ich will sie kühn das achte Wunder der Welt nennen.

Es giebt Augenblicke, wo das tugendhafteste Weib oft das Schwächste ist. Das macht, weil die Natur stets über ihren Vortheil wacht. Das Bedürfniß zu lieben, gehört zu dem Wesen des Weibes, seine Tugend ist nur ein Schmuck.

Schwachheit ist der Stoff, aus dem die Weiber gebildet wurden, und Empfindsamkeit ihre Grube. Jahrhunderte wähnen sie ausdauern zu können, einer Ewigkeit wollen sie trotzen, und die Ewigkeit erliegt oft einer Minute.

Eine Geliebte die Hochachtung verdient, wird vielleicht eine vortreffliche, musterhafte Gattin. Du wirst einen hohen Grad von Ehrfurcht für sie fühlen, aber Leidenschaft? Sehnsuchtsvolle Zärtlichkeit? Unmöglich. Und was ist natürlicher? Durch ihre Verdienste fühlst du die deinigen verkleinert, du bist gezwungen sie zu schätzen, — Adieu Liebe! Ihre Tugenden sind gewissermaßen ein Verweis für dich, dein Stolz empört sich, dein Selbstgefühl regt sich, — Adieu Liebe!

Ein Weib das ihren Mann durch stete Liebkosungen fesseln will, geht weit weniger sicher zu Werke, wie ein solches, das ihre Launen an ihm ausläßt, das in bester Form eigensinnig ist, und wohl gar mitunter zankt. Launen sind das Salz der Liebe, Zänkereyen, Aushöhnungen, Eifersucht und Empfindlichkeit, nur mit den gehörigen Modifikationen, das sind ihre besten Nahrungsmittel. Eine Frau von immer gleicher Gemüthsart wird man bald gewohnt, man hat immer Recht mit ihr, und das erregt Langeweile. Wo diese aber erst einreißt — Adieu Liebe!

Liebe heißt in der That nichts weiter, als ein Bedürfniß befriedigen. Willst du glücklich seyn, so suche dir kein gelehrtes Weib, sondern ein solches, das angenehm unterhält ohne gründlichen Ernst, das eine

frohe Laune besitzt, Geschmack an geselligen Freuden hat, und vor einer Herzensangelegenheit eben nicht erschrickt. Wir Männer bedürfen nicht der Tugenden der Weiber, sondern ihres Frohsinns und selbst ihrer Schwachheiten.

Wenn Liebe durch Freundschaft und Vernunft allein geleitet wird, so ist sie keine Leidenschaft mehr, und wenn du über den Sternen taumelst, und in die Fußtapfen der alten Romanhelden trittst, so artet sie in Narrheit aus. Wenn die Vernunft, oder ein outrirter Enthusiasmus eine Herzensangelegenheit bilden, so wird die Liebe ein fades Unding oder eine wilde Schwärmerey. Medium tenuere beati.

Ein Liebhaber sollte nie darüber klagen, daß die Liebe seine Gebieterin wild und un-

gerecht macht, denn sie beweiset mit dieser Ausschweifung die Stärke ihrer Leidenschaft. Der ist in sehr geringem Grade verliebt, wer sich immer so ganz vernünftig in seinen Gränzen hält. Je heftiger man geliebt zu seyn fühlt, um desto glücklicher ist man.

Die Intriguen der Damen, die viel von Platonismus schwatzen, endigen sich allemal eben so, wie die gewöhnlichen Weiber. Zeigt mir ein Weib, das vom achtzehnten bis zum dreißigsten Jahre Platon treu blieb, und ich will für ein jedes solches Weib euch ein Andres aufstellen, das zwischen sechszig und achtzig noch Leidenschaft der Liebe weckt. Wenn die Damen wirklich in der Liebe nur platonische Freuden suchten, wie sie so oft so gern den Schein haben wollen, wenn sie blos durch ihren Geist, blos durch ihr Herz fesseln wollen, wozu

dann das ängstliche Bestreben durch eine angenehme Gestalt zu fesseln? Was hat wohl in aller Welt der Geist mit einer schönen Haut und einem zierlichen Wuchse gemein? Welche Widersprüche! Wenn man sie sieht, so sollte man wahrhaftig glauben, Schönheit sey in ihren Augen allein ein Verdienst, und wenn man sie hört, so thun sie, als ob sie nicht den allermindesten Werth darauf setzten!

Hütet euch ein Weib anzugreifen, von dem geliebt zu seyn ihr nicht gewiß seyd. Nichts schmeichelt der Eitelkeit der Weiber mehr, als wenn sie eine Gelegenheit finden, ihre Tugend glänzen zu lassen, im Kampfe mit einem Manne den sie nicht lieben. Welches Vergnügen genießen sie nicht, indem sie einen scheinenden Sieg davon tragen, der ihnen doch so wenig kostet.

Lächerlich ist es einen Liebhaber klagen zu hören, daß seine Liebe nicht erwiedert werde. Um alles in der Welt willen, ist denn die Liebe eine willkührliche Laune? Wofür ist denn die Geliebte euch Dank schuldig? Hat sie euch gebeten, sie zu lieben? Was kann sie dafür, daß sie euer Schicksal nicht theilt, und nicht in derselben Minute eine Närrin wird, in der ihr Narren wurdet?

Liebt sie euch aber, warum besteht ihr auf das wörtliche Bekenntniß, daß sie es thut? Eben wenn sie am meisten für euch fühlen, verschweigen sie dies Wort am ersten, und unter zehn Weibern gewähren acht sehr bedeutende Gunstbezeigungen, ehe sie es aussprechen.

Die Weiber wollen, daß man sie für unüberwindlich halten, und doch nicht so handeln soll, als ob man es glaubte.

Bayerische Staatsbibliothek München

Sie verlangen eine gefällig schonende, aber keine alberne Ehrfurcht. Begehre nichts, zeige das brennendste Verlangen zu erhalten, und die schüchternste Blödigkeit, dies Verlangen laut werden zu lassen, so gewinnst du alles.

Es ist sehr gut, daß die Weiber sich überreden, ihre Tugend sey ihr eignes Werk; denn mit diesem süßen Wahne würde man ihnen das Interesse rauben, welches man für Geschöpfe seiner Einbildungskraft hat. Wer wird wohl einen Soldaten durch die Versicherung zur Schlacht anfeuern, daß er am Ende doch das Gewehr wegwerfen und davon laufen werde?

Apologie des Cölibats.

Ehelosigkeit, welch ein seliger Zustand bist du! und welch ein Widerspruch in den Gesinnungen unserer Tage! Alles ruft sich heiser nach Freiheit, und wer ist freier als der Ehelose? Wer mehr Sklav als der Beweibte? Fragt alle Ehemänner, die länger als vier Wochen verheirathet sind, und sie werden mit einem tiefen Seufzer die Wahrheit meiner Behauptung bekräftigen.

Hast du eine Frau? Du mußt jeden guten Bissen mit ihr theilen, den du sonst allein und in Ruhe verzehren könntest. Dies mußt du dir versagen und jenes, weil sie gerade neue Bänder und Hauben braucht; du mußt ihre Grillen und Launen dulden,

und damit sind Evens Töchter gar reichlich ausgestattet!

Bist du ehelos? Niemand fragt nach deinem Gehen und Kommen. Hast du ein Gläschen über den Durst getrunken, kein mürrisches Gesicht straft dich dafür. Bist du beweibt? Des Nachts weckt dich ein Kind in der Wiege aus dem süßen Schlaf, oder die Liebkosung deiner Hälfte, wenn der Stachel des Fleisches sich in ihr regt. Tags lärmen dir Weib und Kind, Muhmen und Vettern um die Ohren, und verscheuchen, wenn du nachdenkend am Schreibtische sitzest, deine besten Ideen.

O dreimal und viermal glücklich, wer seinen Großvaterstuhl allein besitzt, und in seinem Mittagsschläfchen durch nichts gestört wird, als durch das Miauen einer Katze, oder das Gestöhne einer alten ehrbaren Haushälterin.

Hast du Weib und Kind, so gehört dein Herz der Welt, du mußt gute Freundschaft

halten mit den Kindern der Welt um dei-
ner Familie willen. Das wußtest du, heili-
ger Hildebrand! Und hat man nicht an
der protestantischen Geistlichkeit das redende
Beyspiel vor Augen? Der protestantische
Geistliche ist Bürger, wie jeder der nicht
Mantel und Kragen trägt, und hat wohl
mehr Ehrfurcht vor einem Mandat des
Landesherrn, als des Superintendenten.
Manchen schönen Gulden muß er verschleu-
dern an Kindtaufschmäuse und den heiligen
Christ.

O der goldenen Zeit, da das fromme
Volk, zufrieden mit der Laterne ohne Licht,
die man ihm vortrug, den Geistlichen für
ein Wesen höherer Art hielt, und den gold-
papiernen Nimbus um seinen Kopf für
Himmelsglanz! Um das alles hat die Auf-
hebung des Cölibats die protestantische
Geistlichkeit wirklich gebracht, und das Ge-
schrey der katholischen Geistlichkeit um diese
Aufhebung wird sie auch darum bringen.

Das Weib sorgt für einen Nimbus anderer Art um den Kopf des Mannes, und der arme Tropf muß, statt der Schlüssel zum Himmel und zur Hölle, das Wiegenband in die Hand nehmen.

Ehelosigkeit, unschätzbares Kleinod, — durch dich gelangen wir schon hienieden zur Theilnahme an den Gütern einer bessern Welt. Zwar hat eine solche Entsagung ihre Schwierigkeiten, und der Satan hält nicht selten dem frommen Celibatair seinen optischen Kasten mit unkeuschen Bildern vor. Aber Muth, Muth, Brüder! Heilige haben den großen Kampf gekämpft, und uns gelehrt, wie man überwinden könne. Wälzt euch wie Franz von Assisi in Sümpfen, nehmt gleich ihm ein Bild von Schnee mit zu Bette, und der Kitzel wird sich legen. Hilft das nicht, und bleibt die Versuchung noch immer zu groß, nun so befolgt den Rath des Evangeliums:

Aergert dich dein Auge, so reisse es aus!

Folgt dem erhabenen Beyspiele des großen Origen, origenisirt, abälardisirt, combabusirt euch! das Himmelreich leidet Gewalt. Haben doch Heilige, um ihre Seelen zu retten aus den Klauen des Verderbens, sogar ihre Köpfe hingegeben, und diesen Verlust, durch die Gnade des Himmels nicht empfunden! Fürchtet darum nicht, so ihr den Stachel aus dem Fleische reisset, daß die Vergnügungen der Küche und des Kellers für euch verloren seyn werden. Werft einen einzigen nachdenkenden Blick in euren eignen Hühnerhof. Ist der keusche Kapaun bey seiner Enthaltsamkeit nicht runder und gesunder, wie der Hahn bey der Sünde der Polygamie?

Ein Weltmensch könnte mich fragen, warum bey so bewandten Sachen Gott im Paradiese ein Männlein und ein Fräulein erschaffen habe. Hierauf antworte ich: dies geschah, um den Menschen zu prüfen. Das Weib war nach der Meinung großer Kir-

chenlehrer der verbotene Baum, von welchem der Mensch nicht naschen sollte. Ohne das Weib wäre für den Mann keine Versuchung gewesen, und ohne Versuchung ist kein Verdienst. Ohne Sünde gäbe es keine Tugend, und ohne Uebel kein Gut.

Einfältige könnten freylich auf die Idee kommen, daß, wenn die Stamm-Eltern des Menschengeschlechts sich der Enthaltsamkeit beflissen hätten, sie ja aus sehr natürlichen Gründen ohne Nachkommenschaft geblieben wären. Aber dergleichen Pinsel mögen bedenken, daß bey Gott kein Ding unmöglich ist. Er schuf die ersten Menschen, er konnte auch die Uebrigen hervorbringen.

Ueberhaupt ziemt es dem Menschen nicht viel zu grübeln. Glaubet in Demuth, und traget in Geduld!

Rhapsodieen
über
Liebe und Ehe.
(Aus dem Englischen.)

Liebe.

Mensch, der du fähig bist, die Wonne der Freundschaft und der Liebe zu fühlen, wie groß bist du! Sie gehen beyde mit uns über zur Unsterblichkeit.

Freundschaft ist ein Fels der nimmer wankt, an dem jedes Ungemach der Erde scheitert.

Liebe ist Frühling. Ihre Blüthen sind Entzücken, ihre Früchte Einigkeit!

Wo sie lächelt, lächelt der Himmel mit. Engel freuen sich des erhabenen Menschen, der lieben kann.

Vor ihr beugen sich Rang und Stand:

sie verschwistert die Seelen, mögen sie wohnen in Pallästen oder Hütten.

Süßer Friede wohnt bei zärtlichen Herzen; traut sind Turteltauben, aber nur Menschenherzen sind zärtlich.

Mit dem Erwachen der Natur wachte die Liebe auf; aber erst mit dem Erwachen des Menschen ward sie das seligste Glück, welches Gott der Natur verlieh.

Wer nicht liebt, lebt nicht. Liebe ist der Pulsschlag der Natur, vom Insekt bis zum Engel liebt alles. Wer wollte ihren sanften Ruf nicht hören?

Dem Jünglinge.

Willst du dir eine Gattin wählen, Jüngling, so frage dein Herz, nicht deine Begierden.

Lauter sey deine Absicht, mit der Vernunft übereinstimmend dein Zweck.

Hast du gefunden das Mädchen deines Herzens, dann gieb ihr auch dein Herz, und nicht deine Schmeicheley.

Mach es bekannt mit deiner Würde, denn du willst Mann seyn. Sanfter Ernst fesselt mehr, als die Sprache der Phantasie. Das Weib freut sich ihres Mannes überall, wenn Menschenschönheit sein Charakter ist, die sie mit ihm zu theilen und zu veredeln hat.

Das Schönste in der Natur ist das Weib, und das Erhabenste in der Natur der Mann. —

Dem Mädchen.

Erröthe nicht, keusches Mädchen, wenn du Liebe fühlst. Natur legte sie in dein Herz, bestimmt, die Anzahl seliger Wesen zu mehren.

Groß ist diese Bestimmung! Du blühtest auf, wieder aufblühen zu lassen.

Dein Herz, rein wie auf dem Veilchen der perlende Tropfen, wird dir Jünglinge zuführen. Aber nur Einem schenckst du es. Sey glücklich mit ihm, denn du schenkst es ihm durch Seelenharmonie. O, auf diese höre, sanftes Geschöpf! Trifft der Jüngling nicht die feinsten Nerven deiner Empfindung, dann laß ihn, und wenn er dir auch Welten zu geben hätte. Spricht aber deine Seele den Ton seiner Seele an, so gieb ihm dich ganz hin!

Ewig bist du dann gefesselt; aber diese

Fessel ist die erhabenste Freyheit. Von einem edlen Manne abzuhängen, ist das größte Glück der Weiber, ihr erster gegründeter Stolz. An der Seite deines Mannes wirst du gehen, wie der Schutzengel an der Seite der Frommen.

Versüße ihm das Leben, du kannst es durch Zärtlichkeit und Treue. So wird es euch beyden dahin eilen wie ein seliger Augenblick, und sein Hinsterben eine Ernte des ewigen Entzückens bleiben.

Würde des Weibes.

Beglückt ist der Mann, der den Himmel in seinem Weibe findet. Er verkennt ihre Würde nicht; denn eines edlen Weibes Kuß stärkt seine Kraft, und eines edlen Weibes himmlische Sanftmuth, mit Vernunft und Tugend gepaart, gießt himmlische Kraft in die Seele des Mannes.

Ein treues Weib ist die Krone des Mannes, und niemals wird sie ihm entrissen werden.

Ihr traulicher Blick formt seine Welt. Ihre Blicke gehen in die Seele über, daß sie nicht trübe werde.

Schönheit ist flüchtiges Gewölk, aber Herzensgüte ist mit der Bläue des Aethers zu vergleichen, die majestätisch bleibt, und herablächelt, wenn alle farbigen Wolken verschwunden sind.

Das sanfte Weib macht das Leben süß, und segnet jede Unternehmung des Mannes.

Was in der Welt mit Mühe und Kampf zu erringen ist, wird durch den Gedanken erleichtert: ich habe ein Weib! Glücklich ist der Staat, der den Bürgern gute Weiber erzieht. Nur Weibersanftmuth spornt den Mann an, groß in Beruf und Pflicht zu seyn.

Eines sanften Weibes bittender Blick ist mehr, als das Drohen der Völker, und der Befehl der Tyrannen.

Freue dich Jüngling, der du heranwächsest wie ein blühender Baum. Unter seinem Schatten wird die Liebe ruhen, und auf seinem Gipfel Nachtigallen singen.

Selig ist der Mann, der an der Brust eines guten und schönen Weibes ruht.

Würde der Ehe.

Heil dem Jünglinge, der Mann heißt, — Heil dem Mädchen, das Weib heißt. Im Staube haben beyde sich gefunden, und beyde gehn zu den Engeln mit einander über.

Groß ist der Mann, denn er kann Vater heißen. Groß ist das Weib, denn es kann Mutter heißen. Das Weib gebiert wie die Natur: diese, Wesen; jenes, Engel.

Weib ist der erhabenste Nahme der Schöpfung — es bevölkert Welten. Aus der Frucht des Leibes wird in den Gräbern Saat der Unsterblichkeit.

Heilig sey die Ehe der Gegenwart und der Zukunft. Vergangene Jahrtausende haben sie gefeiert, — Jahrtausende werden sie noch feiern.

Alles was Mensch heißt, huldige der

Freundschaft und der Liebe. Mit der Ewigkeit gehn sie gleiche Schritte.

Lobsinget der Freundschaft und der Liebe. Lobsinget der Ehe. Selig sind die Ehen, welche die Liebe schließt.

Trennung.

So wollte man den Geburtstag einer ewigen Vereinigung nennen?

O, ihr Seelen, die ihr euch fandet, setzt mehr Zuversicht in eure Unsterblichkeit.

Liebe kann im Staube nur anfangen. Auch das längste Erdenleben knüpft nur den Faden an. Ewigkeit muß ihn ausspinnen.

Zwar der Aufflug in die seligen Gefilde ewiger Fortdauer kann nicht von beyden Seiten zugleich erfolgen. Eine Seele muß auf eine Spanne Zeit noch harren. Aber diese Trennung gleicht ja höchstens nur dem Vorausgehn eines freundschaftlichen Pilgers, welcher bald von seinem unzertrennlichen Gefährten eingeholt wird, wenn er auch eine kurze Strecke zurück bliebe.

O, denket nicht, daß das Grab der Liebe

Grenze sey. Eben das ist der Standpunkt ihrer Unendlichkeit. Das Grab ist der erhabene Gipfel jenes Berges, von dem ihr die unabsehbare Ewigkeit eurer seligen Liebe zu sehn nicht anfanget, zu sehn nicht endet.

Traurig wäre es, nur für die kurze Spanne Leben, Freundschaft und Liebe gestiftet zu haben.

Heil der Gottheit! Sie hat gesorgt, daß das Edelste der Menschenempfindung so ewig wie die Seele sey. Darum freut euch, verbundene Herzen, — darum freut euch, liebevolle Seelen!

Sterben ist nichts wie des ewigen Fortlebens Reise. Jede Vollkommenheit die wir im Raupenleben an uns schätzten, wird jenseits erst anfangen Vollkommenheit zu seyn, wenn wir, als Verklärte, das Leben der Engel leben werden. Dann wird Freundschaft und Liebe unbegränzter zunehmen wie der längste Tag, den die Sonne mit ihren Flammenstrahlen schafft und beseelt.

Trennung ist die Geburtsstunde ewiger Liebe, und die Grenzlinie zwischen Grab und Himmel ist unmerklich.

Segen der Trennung, die ein ewiges Wiedersehn gebiert. Segen dem Sterben, der Mutter unserer Unsterblichkeit, der sanften Vermittlerin einer ewigen Umarmung!

Der
Lizenziat Vidriera.

Eine Satyre.

Frey nach Cervantes.

Ein Paar junge Edelleute aus einem alten spanischen Hause hielten sich auf einer Universität auf, ich weiß nicht mehr wie sie heißt, und der Himmel mag auch wissen, wo sie liegt. Ich sage mit Vorbedacht, sie hielten sich dort auf; denn ihre Zeit mit den Wissenschaften zuzubringen, dazu waren sie viel zu aufgeklärt, und ich hätte es ihnen auch wahrhaftig gar sehr verdacht. Ein geborner Edelmann braucht nichts zu wissen; es ist genug, wenn er alle die in seinen Schutz nimmt, die etwas wissen. —

Einmal begab es sich, daß diese hoffnungsvollen Jünglinge, aus denen dem Vaterlande mächtige Stützen erwachsen sollten, wie ihre Väter meinten, am Ufer des Dor-

mes spazieren gingen, an dem sie einen Bauerjungen schlafend erblickten, der so sorgenlos da lag, als ob ihn die ganze Welt nichts anginge, und dem doch die ganze Welt vielleicht im Traume zugehörte. Die beyden Edelleute sahen ihn nachdenkend an, ob sie gleich in ihrem Leben nicht nachdachten.

„Du — Rikaredo, sagte der älteste, — der Junge schläft."

„Ja, Juaniko, antwortete der andere, — er schläft."

„Du Rikaredo, — weißt du was? — wir wollen ihn aufwecken."

„Ja, Juaniko, wir wollen ihn aufwecken!"

Nach diesem sinnreichen Gespräche weckte Don Rikaredo den Schläfer auf, und fragte ihn wie er hieße.

„Thomas Rodaja, Sennor!"

„Und woher bist du, Junge?"

„Herr ich bin aus Leokadi, und mußte

meinem Vater die Ziegen hüten. Aber da sagte der Pfarrer einmal, ein Ziegenhirt wäre Papst geworden; und darum will ichs auch werden"

„Junge, und du hast deinen Vater nicht vorher gefragt?"

„Ach Herr, dem will ich schreiben, wenn ich erst Papst bin. Aber Sennor, wie Sie mich hier sehen, habe ich nicht einen Maravedi, nehmen Sie mich mit, und statt des Lohns, lassen Sie mich studiren, damit ich bald, recht bald Papst werde!"

„Du bist ein Narr, sagte Rikaredo; aber komm mit. Ich will dir die Ehre geben, den ältesten Edelmann in ganz Spanien zu bedienen; denn du sollst wissen, daß ich aus dem Hause Lerida bin. Komm mit, und mach mir Ehre, setzte er stolz hinzu." —

Thomas, sollt ihr wissen, war ein kluger Junge. Er studierte eifrig; im zweyten Monat schon dachte er an die Papstkrone

nicht mehr, warf die Kirchenväter unter den Tisch, widmete sich der Rechtsgelehrsamkeit, und hatte in der Zeit von acht Jahren so viel gelernt, daß man ihn das Wunderthier der Gelehrsamkeit nannte. Er hatte ein bewundernswürdiges Gedächtniß, und verband damit ein so richtiges Gefühl, daß er hierdurch nicht minder berühmt wurde. Die beiden Edelleute endigten ihre Studien, und gingen zu ihrer Mutter zurück, die sie auf die Wagschale setzte, um zu erfahren, wie viel schwerer sie an Geist und Körper geworden wären; aber sie fanden, daß Thomas eine unnütze Meubel sey; sie gaben ihm zwey Philippsthaler, und der junge Mensch, der mehr im Kopf als in der Tasche hatte, ging wohlgemuth in alle Welt. —

Als er den Hügel von Zombra herab stieg, wo die Landstraße nach Antequera geht, traf er einen Edelmann zu Pferde an, der von zwey Bedienten begleitet war, und

einen Weg mit ihm hatte. Sie machten Bekanntschaft, und es währte nicht acht Minuten, als unser Held schon wußte, daß sein Begleiter Don Diego de Valdura, Capitain der Infanterie vom zwölften Füselier-Regiment Sr. Majestät des Königs wäre, und daß er gegenwärtig auf einer Reise begriffen sey, die die wohlthätige Absicht habe, solche Menschen die mit dem Soldatenstande nur aus der Ferne bekannt wären, aus ihrer traurigen Ungewißheit zu reissen, und sie in die Süßigkeiten dieses Lebens einzuweihen. Er fing sogleich an, sie auch jetzt aus einander zu setzen, pries das zwanglose Leben des Soldaten, seine Freyheit, seine Ungebundenheit im Felde, und seine Aussicht auf Reichthum durch Beute, — verschwieg aber sehr weislich die zufälligen Unbequemlichkeiten, als da sind: der Stock des Corporals, der Frost auf den Wachen, der Hunger in belagerten Festungen, und die Gefahren der Schlacht. Am

Ende rückte er gar mit einem offenbaren Antrage hervor, und Thomas, der Lust hatte die Welt zu sehn, auch nur ein Paar Jahre bey der Armee zu bleiben beschloß, schlug ein, weil es ihm nachher noch Zeit genug dünkte, zu seinem Justinian zurückzukehren, war aber doch so klug, sich nicht, als Soldat enrolliren zu lassen, und auszumachen, daß er wegziehen könne, wenn er wolle. Der Capitain meinte zwar anfangs, daß dies unnütze Bedenklichkeiten wären; aber am Ende gab er doch nach, und bot ihm sogar, weil er ihn lieb gewonnen, einen freyen Tisch bey ihm selbst an. Noch in derselben Nacht kamen sie in Antequera an, und in wenigen Tagen, mit Hülfe großer Tagereisen, zur Compagnie, die bald mit mehreren andern nach Carthagena abging. Die Erwartungen, die er mitgebracht hatte, wurden gar sehr herabgestimmt, als er die Autorität der Commissarien, das rauhe Betragen der Officiere, die Schliche der

Quartiermeister, die Geschicklichkeit der Kassirer, die Klagen der Unterthanen, der Handel mit den Quartierzetteln, die Ausgelassenheit der Rekruten, die Zänkereyen der Wirthe, und so viele andere Dinge sah, über die er sich eben nicht Ursache hatte zu freuen. Sie schifften sich ein, und kamen, nach manchen Fährlichkeiten, in Genua an, wo unser guter Thom sich mehr als einmal in Trevisaner, Montefreskoner, Asperiner und Deskargamarer berauschte. Er bewunderte die blonden Haare der Genueserinnen, die Artigkeit und Munterkeit ihrer Männer, und die Schönheit der Stadt selbst, die in diesen Felsen ihre Häuser, wie Diamanten in Gold, eingefaßt zu haben scheint. Am folgenden Tage wurden alle Compagnien ausgeschifft, die nach Piemont sollten. Aber Thomas wollte nicht mit, sondern zu Lande nach Rom und Neapel gehn — wie er es auch wirklich that — von da wollte er durch Venedig und Loretto,

nach Mayland und Piemont zurückkehren, wo Valdivia ihn versicherte, daß er sie antreffen würde, wenn sie nicht schon nach Flandern abgereiset wären, wohin es gehen sollte. —

Zwey Tage darauf beurlaubte er sich vom Capitain, und kam in fünf Tagen in Florenz an, welches ihm seiner angenehmen Lage, seiner Reinlichkeit, seiner prächtigen Gebäude, und seiner großen und weiten Straßen wegen sehr gefiel. Aber die Sehnsucht nach Rom trieb ihn weiter. Er freuete sich in den Straßen zu wandeln, in denen die alten Helden der Vorzeit umhergegangen waren, besuchte die sieben Kirchen, beichtete bey einem Penitenziarius, küßte dem Oberhaupte der Christenheit in aller Demuth die Füße, und segelte endlich, überhäuft mit Agnus Dei und Paternoster, nach Neapel ab. Aber auch hier war seines Bleibens nicht lange, er verließ die Stadt sehr bald, und ging nach Venedig. Wäre Columbus nicht

geboren worden, diese Stadt hätte nicht ihres Gleichen. Dank sey es dem Himmel und dem großen Hernando Cortez, daß er Mexico eroberte, damit doch dem großen Venedig etwas entgegengestellt werden konnte. Betrachtet man diese zwey großen Städte in den Straßen, so scheinen sie ganz im Wasser zu seyn. Die in Europa ist das Wunder der alten, und die in Amerika das der neuen Welt. Ihr Reichthum schien ihm unermeßlich, ihr Gouvernement weise, ihr Ueberfluß groß, und ihre Gegend angenehm. Kurz, sie dünkte ihm im Ganzen und in den einzelnen Theilen des Rufes würdig, der von ihrer Erhabenheit in der ganzen Welt sich verbreitet. Er genoß alle Ergötzlichkeiten, die dort zu haben waren, und sie glichen den Festen der Calipso, weil sie seinen ersten Vorsatz beynahe aus seiner Seele verlöschten. Von hieraus ging er auf vielen Umwegen zurück nach Aste, und kam eben recht, denn am folgenden Tage mar-

schirte das Regiment nach Flandern. Valdivia nahm ihn freundschaftlich auf, aber der närrische Thom! Jetzt da er seine Absicht erreicht hatte die Welt zu sehn' jetzt beschloß er allen Armeen, Fahnen, Quartiermeistern und Kanonenkugeln der ganzen Welt, Lebewohl zu sagen, und nach Salamanca zu gehen, um zu studiren, oder vielmehr um sich wieder ins Gedächtniß zurück zu rufen, was er längst vergessen hatte. Ihr lacht über den närrischen Kauz, der so planlos umher gekreuzt war? Nicht wahr? Aber hört, lieben Leute, die Hand aufs Herz, wenn ihr euch fragt, wie viele Katzensprünge ihr in eurem Leben gemacht habt, auf wie vielen Irr- und Schleichwegen ihr herumgelaufen seyd, und wie viele unnütze Gänge ihr gemacht habt, wie viele Rück-Erinnerungen werdet ihr dann bekommen? Nicht um ein Haar besser und klüger seyd ihr wie Thom.

Seine Freunde empfingen ihn indeß gut,

sie unterstützten ihn, und ehe zwey Jahre dahin waren, wurde er Lizenziat der Rechte, und taufte, aus einer närrischen Grille, den Nahmen Rodaja in Vidriera um. Um diese Zeit war es, als eine wunderschöne Dame in Salamanca ankam, die alle Welt bezauberte, nur unsern Vidriera nicht. Desto mehr Eindruck machte er auf sie, — sie that, ihm aller Convenienzen und aller Lästerzungen Andalusiens trotzend, den Vorschlag sie zu heirathen, aber er sagte ihr unverhohlen, daß er keine Zeit dazu habe. Sie wollte verzweifeln, und um so mehr, da sie die Unmöglichkeit einsah, sein Felsenherz zu erweichen, gab ihm aber endlich auf den Rath einer Mohrin eine toledanische Quitte, welche diese ihr überreichte, und die dieselben Wirkungen eines Liebestrankes verursachen sollte. Aber sie hatte fehlgeschlossen, denn der arme Vidriera verfiel in die heftigsten Zuckungen, wurde wahnsinnig, und zehrte bis auf

die Haut und Knochen ab. Seine Sinne waren verwirrt, und was das aller Sonderbarste war, er bildete sich von diesem Augenblicke an ein, von Glas zu seyn. In dieser Einbildung schrie er rasend, wenn ihm jemand zu nahe kam, und bat und flehte auf das beweglichste sich ihm nicht zu nähern, man würde ihn sonst zerbrechen, da er nicht wie andere Menschen geschaffen, sondern von der Fußsohle bis zum Scheitel von Glas sey.

Um ihn aus diesem sonderbaren Wahn zu reissen, stießen und schlugen ihn sehr viele, ohne sich an sein Bitten zu kehren, umarmten ihn, und machten ihn dann aufmerksam, daß er ja doch nicht zerbrochen sey. Aber man gewann damit nichts anders, als daß der arme Vidriera sich auf die Erde warf, ein schreckliches Geschrey ausstieß, und in eine Ohnmacht fiel, aus der er erst lange nachher erwachte, und um so flehentlicher bat, sich ihm nicht aufs

Neue zu nähern. Da er fortwährend behauptete, daß seine Geisteskräfte jetzt weit ungefesselter wären, weil sein Körper nicht mehr von einer so groben terrestrischen Materie sey, so legten ihm viele sehr schwere Fragen vor, die er mit dem größten Scharfsinn beantwortete, und eine solche durchdringende Einsicht dadurch verrieth, daß selbst die gelehrtesten Männer darüber staunten.

Einst ging er bey einem Tempel der Vulgivaga vorbey, und sah viele Bewohnerinnen desselben an der Thüre. „Das ist die Bagage von Satans Armee, sagte er, in Leviathans Hause einquartirt."

Ein andermal fragte ihn jemand, was er einem seiner Freunde rathen solle, der sehr betrübt sey, weil sein Weib mit einem andern durchgegangen sey. „Sag ihm, antwortete er, er solle Gott danken, daß er ihm seinen größten Feind aus dem Hause geschafft habe." „Also soll er ihr nicht nach-

setzen?" — versetzte jener. „Um des Himmels Willen nicht," war Vidrieras Antwort, „denn fände er sie, so fände er einen ewigen unverwerflichen Zeugen seiner Schande." „Wenn das ist, wie soll ichs mit meiner Frau anfangen, um Ruhe zu haben?" „Gieb ihr was sie braucht, und laß ihr das Kommando über alles im Hause, nur über dich nicht."

Ein junger Mensch sagte zu ihm: „Sennor Lizenziat, was meint ihr, soll ich meinem Vater davon *laufen?* Er schlägt mich so oft!" „Wisse Bube versetzte er, des Vaters Strafe ehrt, die des Alguazils schändet!"

Einst war er an der Thüre einer Kirche, und sah einen Landmann hereingehn, der sich rühmte, zu den alten Christen (Christiano viejo) zu gehören. Hinter ihm kam ein anderer der nicht in dem Rufe stand. Der Lizenziat rief lachend: „Warte Sonntag, laß den Sonnabend erst vorbey!"

Das Gerücht seiner seltsamen Narrheit

verbreitete sich durch ganz Castilien. Ein Grande am Hofe erfuhr es, wollte ihn sehen, und gab einem Bekannten in Salamanca den Auftrag, ihn zu ihm zu schicken. „Wissen Sie wohl, Sennor Vidriera, sagte dieser, daß man am Hofe neugierig ist sie zu sehn?" „Entschuldigen Sie mich, antwortete er, ich kann nicht lügen, nicht schmeicheln, und es nicht verlernen, daß man groß ist, wenn man tugendhaft ist." Dem ohnerachtet bediente jener sich einer wirksamen List, — ließ ihn in einen Tragekorb setzen, wie diejenigen sind, worin man Gläser packt, und ihn so fort bringen, um ihn zu überreden, daß er als ein wirklich gläsernes Gefäß transportirt würde. Er kam bey Nacht nach Valladolid, und erregte hier ein allgemeines Aufsehn. Wie er im Schlosse Falken und andere Raubvögel in Käfigen sah, sagte er: „Wenn die Majestät doch lieber selbst hereinkröche!"

Einmal fragte ihn ein Student, (denn die Herren sind in der Regel vorwitzig) ob er ein Dichter sey, weil er ein so originelles Genie sey?

„Bisher, antwortete er, war ich weder so dumm, noch so glücklich!"

„Das versteh ich nicht," versetzte der Musensohn.

„Ich war nicht so dumm elend zu dichten, und nicht so glücklich den Ruhm eines guten Dichters zu verdienen!"

Ein anderer fragte ihn, ob er die Dichter schätze?

„Die Dichtkunst sehr, aber die Dichter gar nicht."

„Warum?" fragte man weiter.

„Unter der ungeheuren Menge von Dichtern, sind so wenig gute, daß sie gleichsam keine Zahl ausmachen. Da es also keine Dichter giebt, so schätze ich sie auch nicht. Aber ich bewundere und ehre die Dichtkunst, die fast alle übrigen Wissenschaften in sich

faßt. Sie bedient sich aller, schmückt sich mit allen, und bringt Werke hervor, die der Ewigkeit entgegen reifen."

„Aber die schlechten Dichter, Sennor Lizenziat, was haltet ihr von denen?"

„Was soll man sagen, als daß sie die Unwissenheit und Arroganz selbst sind. Einen solchen Menschen kennt man auf den ersten Blick, wenn er Andern, die ihn umringen, ein Sonnett vorlesen will. „Sennoren, spricht er, hören Sie dies Sonnettchen, das ich gestern Abend bey einer gewissen Gelegenheit verfertigte. Es ist nicht viel werth, aber es liegt doch ein Etwas, — ich weiß nicht was? darin, das gefällt!" Dann beißt er sich in die Lippen, zieht seine Augenbraunen in die Höhe, wühlt in der Rocktasche, und zieht unter tausend zerrissenen Papieren eins hervor, das er mit widerlichem affektirten Tone deklamirt. Loben ihn die Zuhörer nun nicht, so fährt er fort: „Meine Herren, sie haben mein

Sonnett nicht gehört, oder ich habe falsch deklamirt. Erlauben Sie, daß ich es wiederhole." So geht es in einem Athem fort, und ich werde ihnen so wenig meinen Beyfall geben, wie ich die Dummheit ehren werde, die unter dem Baldachin sitzt, und die Unwissenheit, wenn sie sich auch an einen Thron lehnt."

Man fragte ihn einmal, warum die Dichter größtentheils arm wären.

„Weil sie selbst es wollen, antwortete er, denn es hängt nur von ihnen ab, reich zu seyn. Sie haben durch ihre Mädchen dazu Gelegenheit, die alle reich sind, denn sie tragen goldene Haare, eine Stirn von polirtem Silber, Augen von Smaragd, Zähne von Elfenbein, corallene Lippen, und einen Hals vom reinsten Cristall. Ihre Thränen sind fließende Perlen, ihren Füßen entkeimen Jasmin und Rosen, wenn es auch ein eisernes Erdreich ist worauf sie

wandeln, und ihr Athem ist reiner wie Ambra und Muskat."

Einst sah er in der Kirche des heiligen Franziskus ein schlechtes Gemählde, und sagte: die guten Mahler ahmten die Natur nach, die schlechten aber spieen sie aus.

Ein andermal nahte er sich dem Laden eines Buchhändlers und sagte: „dein Gewerbe würde mich sehr freuen, lieber Mann, wenn du dir nicht so viel Prellereyen zu Schulden kommen ließest."

„Und welche?"

„Erstens die Grimassen die du machst, wenn du deine Bücher in den Zeitungen anpreisest, und wenn du die Ladenhüter, die Makulatur geworden sind, für den halben Preis ausbietest, um den Liebhabern den Ankauf zu erleichtern. Dann aber den Possen, den du denen spielst, die ihre Bücher auf eigene Kosten drucken lassen, weil du statt funfzehnhundert, dreytau-

send Exemplare druckest, und die ersteren erst verkaufst, wenn die letzten, deren Ertrag in deinen Beutel fließt, abgesetzt sind."

„Wie soll ich es anfangen," fragte ihn jemand, „um allen Leuten zu gefallen?"

„Sey mit dem Priester scheinheilig," antwortete Vidriera, „mit der Betschwester devot, mit der Phryne liederlich, und mit dem Studenten grob. Fluche mit den Soldaten, sprich mit dem Buchhändler von der Theurung des Papiers, mit dem Advokaten von seinen gewonnenen Prozessen, mit der Coquette von ihren Eroberungen, und mit dem ehrlichen Manne vom weissen Raben."

„Wer ist der schädlichste Mensch?" fragte ihn ein Anderer.

„Ein unwissender Arzt! Der Richter kann nur das Recht verdrehn, der Advocat unsern Prozeß verlängern, der Kaufmann uns betrügen, aber keiner uns ungestraft umbringen wie der Arzt. Der tödtet uns, ohne einen andern Dolch zu ziehn wie

sein Recept, und ohne daß sein Verbrechen entdeckt wird, weil er es gleich mit Erde bedeckt!"

Einst ging ein Commissair zur Untersuchung einer peinlichen Sache mit zwey Alguasils und vielem Volke vor ihm vorbey. Er fragte, wer es wäre, und man sagte es ihm. „Ich wette, versetzte er, dieser Richter trägt Ratten im Busen, Pistolen in der Tinte, und Donnerkeile in den Händen, um alle Gegenstände seiner Untersuchung zu verwüsten. Ich erinnere mich, daß einer meiner Freunde in einer peinlichen Untersuchung eine Sentenz fällte, die mit dem Verbrechen in keinem Verhältnisse stand, so strenge war sie. Ich fragte ihn, warum er ein so grausames Urtheil gefällt, und eine so offenbare Ungerechtigkeit begangen habe?"

„Um eine Appellation zu veranlassen," war seine Antwort, „und dadurch den Oberrichtern freyes Feld zu lassen, ihre Menschenliebe durch Mäßigung und ver-

hältnißmäßiger Einrichtung dieser strengen Sentenz zu zeigen!" „So fein wissen bisweilen die Untergebenen den Großen zu schmeicheln."

„Verspotte mich nicht," sagte ein Baccalaureus, über den Vidriera lachte, „denn du weißt wie hoch meine Kenntnisse, und wie tief meine Einsichten in den Wissenschaften sind!"

„Ja," antwortete Vidriera, „ich weiß es, Ihr seyd ein Tantalus in den Wissenschaften, sie sind euch zu hoch und zu tief, darum könnt Ihr sie nie erreichen."

Einst lehnte er sich an einen Schneiderladen, und sah, daß der Meister die Hände in den Schooß legte. „Meister sagte er, ihr seyd auf dem Wege des Heils." „Woraus seht ihr das?" fragte dieser. „Woraus? Weil ihr nichts zu thun, und also auch keine Gelegenheit zum Lügen habt. Wohl dem Schneider der nicht lügt, und an Feyertagen nicht arbeitet!"

Von den Schriftstellern sagte er, ihre Sorgen wären unglaublich, denn sie hätten kaum eine Brodrinde und Wasser, und doch wären sie dem Staate so nöthig, wie Hayne, Alleen, schöne Aussichten und unschuldige Vergnügungen.

Von den Fechtern sagte er, sie wären Meister in einer Kunst, die sie nicht könnten, wenn sie sie brauchten; und von den Advocaten, daß sie die Satelliten des Teufels wären. — Von seiner Narrheit genas er nicht wieder, er blieb bey dem Glauben, daß er von Glas sey, und als er starb, setzte man ihm die Grabschrift:

„Weilt an dieser Stätte, denn unter ihr ist im Staube das achte Wunder der Welt begraben: ein weiser Narr."

I.

Bruchstück

eines Briefes

der Frau von Varnon,

an

die Gräfin Guiche.

II.

Das

Publikum und die Schriftsteller.

. . . . Endlich, Madame, bleibt mir noch eine Frage an Sie übrig, — ist Ihnen, während Ihres Aufenthaltes in der Hauptstadt, nie das Glück zu Theil geworden, in die Mysterien gewisser Vorlesungen bey verschlossenen Thüren eingeweiht zu werden?

Ich sehe wohl daß ich mich deutlich erklären muß. Meine Meinung ist gar nicht, von Schriften zu reden, die für das Publikum bestimmt sind, und deren kluger Verfasser sich des allgemeinen Beyfalls dadurch gewiß zu machen sucht, daß er sie vor der öffentlichen Bekanntmachung einigen Personen von anerkanntem litterarischen

Verdienste mittheilt, und ehrlich um ihr Urtheil bittet. Von solchen bescheidenen Schriftstellern ist hier die Rede nicht, meine oben vorgelegte Frage hat einen ganz andern Gegenstand. Sie betrifft nur solche Schriften, die, wie es heißt, nie ans Tageslicht kommen dürfen, doch aber in hundert Abendgesellschaften vorgelesen werden, und hundert guten Freunden zum nochmahligen Durchlesen mitgetheilt werden.

Es kann wahrhaftig nichts spashafteres geben, wie diese *heimlichen Autoren.* Oeffentlich sagt er, daß er dieses sein Meisterstück niemals zur Publicität gelangen lassen wolle, schwört, daß er nicht eitel genug sey, auf schriftstellerischen Ruhm den mindesten Werth zu legen, und schwört dies auf Caffeehäusern und an allen öffentlichen Orten so laut, daß man am Ende wohl aufmerksam auf seine Arbeit werden, und ihn um deren Mittheilung bitten muß. Eine Bitte, die dieser so wenig eitle Schriftsteller

gewiß niemals abschlägt. Die Neugier derer die davon hören, wird immer größer, — der Adel, dieser geborne Protecteur der Talente, alle Männer von Ansehn, ja selbst wohl berühmte Phrynen, die die Ninon copiren wollen, lassen es sich angelegen seyn, den erhabenen Schriftsteller bey sich zu sehn, der sich aus der Ehre der Presse nichts macht, — um ihn dafür durch die schmeichelhafte Auszeichnung, die sie ihm angedeihen lassen, in etwas zu entschädigen.

Wenn nun gleich ein solcher Schriftsteller nach der Palme der Unsterblichkeit nicht ringen kann, so dient sie ihm doch wenigstens statt einer Gnadenpension zum Lebensunterhalte, denn es giebt dann keine Mittagstafel und kein Souper, zu denen er nicht gebeten würde. Bisweilen schlägt er ihrer dreißig aus gegen eins, zu dem er sich verspricht, und noch obendrein läßt er sich oft genug einfallen, nicht einmal Wort zu halten, falls man es etwa bey der Einla-

dung an einer oder der andern Formalität hat fehlen lassen. Die geringste Unvorsichtigkeit darin giebt ihm Anstoß. Wenn man nicht die geschicktesten Wendungen genommen hat, seiner Delicatesse zu schonen, so rächt er sich an denen, die ihn eingeladen haben dadurch, daß er sie den Martern der Ungewißheit Preis giebt.

Ich erinnere mich eines solchen Falles, da die Frau von Pontis sich in der heftigsten Unruhe befand, da sie über vierzig Personen zu sich aufs Land gebeten hatte, um eine solche kostbare Vorlesung zu hören. Sie schwebte ihres vergeblichen Harrens wegen in tödtlicher Unruhe bis um vier Uhr, wo man sich endlich zu Tische setzte, ohne den Wundermann kommen zu sehn. Die Mahlzeit war kostbar und gewählt, aber die Gesellschaft machte der Wirthin desfalls eben keine sonderlichen Complimente, so sehr ärgerten sich die Gäste, daß sie in ihrer Erwartung getäuscht waren. Man

aß nicht, sondern schmollte wie die Kinder, denen ihr Spielzeug genommen wird. Kurz, die Frau von Hause war so verstört, so ganz außer aller Fassung, daß sie mein herzliches Mitleid erregte.

Ich that mein Möglichstes, sowohl sie als die Gesellschaft durch die Versicherung zu trösten, daß sie nicht viel verloren hätten, indem das Manuscript, welches ich schon an einem andern Orte gehört hatte, nur von sehr geringem Werthe sey, und einer Flugschrift weit nachstände, die ich gestern gelesen hätte. Aber ich hatte gut sprechen, alle fingen an mich mit einem Mahle widerlegen zu wollen, und alle versicherten, es sey ein gewaltiger Unterschied etwas zu hören, das Niemand weiter hörte, und etwas zu lesen, was Jedermann lesen könnte. Nun aber sagte ich ihnen, sie wäre von der Polizey verboten, alle Inhaber hätten sie zurück geben müssen, und nur ein glücklicher Zufall habe sie mir gelassen. Augenblicklich

bestürmte man mich mit Bitten sie vorzulesen, — ich that es, und die Gesellschaft fühlte sich in etwas getröstet; die einzige Frau von Duportail abgerechnet, die sich mit einem reichlichen Vorrathe von schmeichelhaften Gemeinplätzen für den nicht erschienenen Autor versehen hatte, den sie in ihr Haus locken wollte, weil sie mit dem Projecte schwanger ging, sich einen Nahmen unter den schönen Geistern zu machen. Sie hatte sogar ihre Staatscarosse, in der sie sonst stets in Gesellschaften fuhr, zu Hause gelassen, und eine platte Berline mit sich genommen, weil sie durchaus die Ehre haben wollte, den Allbeliebten, bey ihrer Rückkehr, an ihrer Seite zu sehn, und mit ihm zu glänzen.

Ich bezeugte ihr mein Mitleid über ihren fehlgeschlagenen Plan, gab ihr indeß Mittel und Wege an, sich zu einer Einladung in ein Haus zu verhelfen, wo sie ganz unfehlbar den bescheidenen Mann

kennen zu lernen Gelegenheit finden würde, und hatte ihr keine vergebliche Hoffnung gemacht. Wenige Tage nachher erhielt ich mit zwanzig anderen, denen es wie mir, zu einem besonderen Glücke gerechnet wurde, Zutritt in diesem Hause, und man pries uns sehr glücklich, zu den Auserwählten zu gehören, denn zwanzig Andere durften nur hinter einer spanischen Wand unbemerkte Zuhörer seyn. Alle bezeugten sich im voraus ganz entzückt darüber, und machten sich Rechnung auf ein Vergnügen, welches ihnen bis jetzt noch kein gedrucktes Werk verschafft hätte. Ich meines theils lächelte über diese weitläuftigen Anstalten zu so unbedeutenden Dingen, und machte den natürlichen Schluß, daß der Eigenliebe der Menschen zu schmeicheln, es nichts weiter als Schwierigkeiten bedarf; sie zu verblenden, nichts als Charlatanerie. Die große Zurüstung zu einer Thorheit giebt ihr ein Ansehn von Wichtigkeit.

Der Schriftsteller, aufgeblasen von einem Stolze, den er unter einer vorgeblichen Bescheidenheit vergebens zu verbergen suchte, sprach in seiner kurzen Vorrede von der Furcht, daß sein Werk zu ernsthaft seyn möchte Allen zu gefallen, und fing endlich, nachdem man ihn durch zu frühe Lobsprüche beruhigt hatte, an, zu lesen. Er las also, und las unendlich viel besser als er geschrieben hatte. Denn kaum war er bis zum ersten Drittheil seiner Vorlesung gekommen, so sah ich schon, — ach Himmel was sah ich da! Wären Sie an meiner Stelle gewesen, Sie würden Mitleiden, nicht mit dem Autor, denn der verdient es nicht, aber mit der Frau von Hause, gehabt haben. Sie lag so zu sagen auf dem Rade der Verlegenheit und Beschämung, da sie, so gut wie ich, überall gähnende Gesichter und Mienen des Verdrusses und der Langenweile sah. Indeß forderte sie mit ihren Augen die Zuhörer zur Aufmerksamkeit auf,

aber umsonst! Man konnte es einem jeden auf dem Gesichte lesen, daß er mit dem geheimen Wunsche beschäftigt war, zu entfliehen, um dieser gräßlichen Langenweile zu entgehen.

Die Furcht vor einer Desertion, die für ihren Protegé so demüthigend gewesen wäre, gab ihr die edle Dreistigkeit ein, die Gesellschaft selbst anzureden. Vielleicht war Demosthenes nicht beredter, da er das schwere Geschäft übernahm, den Muth der Athenienser neu zu beleben, als diese Dame in Aufstellung ihrer Argumente, die die Vortrefflichkeit der kläglichen Schrift darthun sollten. Sie pries die Schönheit des Planes, den Tiefsinn der Argumente, das Erhabene der Philosophie, die vollkommne Kenntniß der Leidenschaften und des menschlichen Herzens, den hohen Schwung des Ausdrucks, und den zauberischen Reiz des Vortrags. Am Ende forderte sie mich gar auf, mein Urtheil zu sagen, weil sie er-

wartete, daß ich sie aus Gefälligkeit unterstützen würde, und ich befand mich in keiner geringen Verlegenheit. Ich war so gut wie alle Zuhörer überzeugt, daß dies elende Manuscript, wenn es gedruckt würde, nothwendig den Verleger zu Grunde richten müsse, und hiervon ging ich bey meiner Behauptung aus, daß es schlechterdings nöthig sey, eine Schrift der Art, in den Schooß der unbedingtesten Verschwiegenheit zu begraben. Der Leute die im Stande wären, es nach *seinem wahren* Werthe zu beurtheilen, sagte ich, gäbe es sehr wenig. Der große Haufe würde es nicht verstehn; die berühmtesten Schriftsteller würden auf den Verfasser eifersüchtig werden; und der größte Theil der Gelehrten aus Neid darauf schimpfen. Hieraus zog ich den Schluß, daß es auf jeden Fall ein Mord seyn würde, die Bosheit der einen, und der Unwissenheit der andern, ein solches Werk blos zu stellen. Wollte er also sein Manuscript in

seinem Portefeuille verwahren, so könnte er sich dadurch, daß er es bey verschlossenen Thüren vorlese, hundert Freunde, dagegen wenn er es herausgäbe, tausend Feinde machen. Dies Urtheil, dessen wahren Sinn keine Seele falsch verstehen konnte, als der dünkelvolle Vorleser, machte nicht nur, daß die Anwesenden heimlich ins Fäustchen lachten, sondern auch, daß die Aufmerksamkeit einigermaßen wieder geweckt wurde, und der so gelehrte als bescheidene Mann seine Vorlesung glücklich beendigte. Die Gesellschaft hatte sogar die Höflichkeit, dem Herrn, der ihnen doch ein Paar Stunden lang die Zeit vertrieben hatte, ihre Danksagung abzustatten. Viele Lobsprüche ärndtete er nun freilich nicht ein, aber dafür ward er doch von vielen eingeladen, zu ihnen zur Mittagstafel zu kommen, ja man nöthigte ihn sogar, zu meiner großen Verwunderung, das Versprechen ab, sein Manuscript mit zu bringen.

Diese Inconsequenz nahm mich, als ich nachher darüber nachdachte, nicht mehr so sehr Wunder, wie sie anfangs gethan hatte. Die Frau von Pontis hatte es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, diesen unbekannten Gelehrten in Bekanntschaft zu bringen, und ihn wenigstens in der Hauptstadt berühmt zu machen. An diesem Wunderwerke wollten nun viele andere auch Theil nehmen. Ueberdies war es ihr doch gelungen, mit dieser Lockspeise funfzig Menschen in ihr Haus zusammen zu bringen. Einen solchen Nahmen wollten sich denn Andre auch machen. Und dann weiß man ja wohl, wenn die schlechte Schrift immer genannt, und immer wieder angeführt wird, werden ihr dadurch immer mehr Vertheidiger verschafft. Ein dramatisches Stück, das im Schauspielhause anfangs ausgepfiffen worden ist, kann sich durch die dreiste Stirne des Verfassers, und die Unerschrockenheit der Schauspieler glücklich wieder heben. Man gähnt darüber

bey der ersten Vorstellung, man schläft wohl gar dabey ein, man ärgert sich daran und verliert alle Geduld. Wenn der Dichter aber der Kritik kühn Trotz bietet, und die Schauspieler das Hohngelächter nicht achten, so findet das Publikum das Stück bey der sechsten Vorstellung unübertrefflich schön.

Dies ist so wahr und so gegründet, daß ich selbst für die Urtheile, die ich über das so platte als jämmerliche Werk, welches ich damals hatte mit anhören müssen, nicht würde haben bürgen können, wenn ich mich genöthigt gefunden hätte, es noch einmal in einer so zahlreichen Versammlung zu hören. Allein die Vorsicht die ich brauchte, mich davor zu hüten, verursachte, daß ich bald darauf in eine andre Schlinge gerieth. . .

Das Publikum und die Schriftsteller.

Aus Mercier,

Das Publikum ist unstreitig den Schriftstellern verpflichtet. Der Autor giebt viel, und empfängt wenig dagegen. Ist das Werk nur erst aus seiner Hand, so hört es sogar auf, sein Eigenthum zu seyn. Das ganze Publikum theilt den Genuß unter sich. Das Werk unterrichtet, klärt auf, unterhält, beschäftigt. Glaubt man für dies alles den Verfasser mit einem armseligen Goldstück bezahlt zu haben? Kaum reicht es hin für Tinte und Papier.

Auch das Ausland nimmt Theil an einem solchen Werke, es vervielfältigt sich in Europa, es ist in allen Händen, und der Gewinn — im Beutel des Buchhändlers.

Der Ruhm muß den Autor entschädigen, und das moralische Vergnügen, welches er der Lesewelt verschafft. Diese Empfindung, wie sehr erhaben ist sie über die niedern Vergnügungen, sowohl durch ihre Feinheit als ihre Dauer!

Ich schreibe diese Bemerkungen aus keiner andern Ursache nieder, als um die Unrechtigkeit gewisser reicher Gecken, und die Insolenz einiger Emporgekommenen zu rügen, die sich erdreisten, die ehrenvolle Armuth eines Schriftstellers zu bewitzeln.

Freunde der Wahrheit und Gerechtigkeit, urtheilt selbst: ziemt es, die Biene zu verspotten, die euch ihren Honig bringt? Lassen sich die Arbeiten eines guten Schriftstellers mit Gelde bezahlen? Ist das Buch nicht das Resultat seiner Geistesbildung, und weiß man, was ihn diese kostet? Ist es nicht die Frucht eines vieljährigen Nachdenkens, einer langen Mühe, — und hätte der Schriftsteller, der sich für den

Nutzen und das Vergnügen des Publikums selbst aufopfert, nicht das Recht zu seinem Vaterlande und seinen Mitbürgern zu sagen: Lacht nicht über mein Dachstübchen, so lange ihr noch kein Prytaneum besitzt?

Was ist die Belohnung unserer Theaterschriftsteller? Eine schmähungsvolle Kritik, vielleicht von Knaben geschrieben, oder eine magere Lobrede. Nehmt unsere besten Theaterstücke, die aller Orten ein Gewühl von Zuschauern herbeylocken, und alle Hände zum Beyfallklatschen in Bewegung setzten: deshalb wird der arme Verfasser um keinen Heller reicher, und er mag seine harte Brodrinde in Wasser tunken. Die Bühne gewinnt mit seinem Stücke vielleicht mehrere Tausende, alle theatralischen Handlanger ziehen ihren Theil davon, und keiner fragt, ob der Verfasser nicht etwa noch das Papier schuldig ist, worauf er das Werk seines Geistes geschrieben hat?

Man nenne mir eine menschliche Kunst die fähig wäre, vielfachere, feinere und weniger ermüdende Freuden zu verschaffen, und denjenigen, der sich damit beschäftigt, karger lohnt? So heischt es denn also gewiß die Gerechtigkeit, diejenigen zu achten, die sich so edel und uninteressirt beschäftigen, und es muß einem Schriftsteller erlaubt seyn, aller Orten in einem Frack zu erscheinen, ohne daß man ihn deswegen verachte!

Bayerische Staatsbibliothek München

ob. Ketterer
Buchbinderei

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MIDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Buchholz, Carl August / Buchholz, Carl August / Spangenberg, Friedrich

Cyanen Eine Samml. zerstreuter Aufs

Berlin 1806

Var. 682 u
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10136173-7